

	<p>Solange es hell ist</p> <p>von Agatha Christie</p>
<p>«Agatha Christie - das Beste, was der englische Kriminalroman zu bieten hat.» The Times</p> <p>Agatha Christies Meisterschaft zeigt sich bereits deutlich in diesen frühen, zum größten Teil erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Stories. Hier ist vorweggenommen, was sie später weltberühmt und zur meistgelesenen Autorin der Welt machte: der unvergleichliche Einfallsreichtum ihrer Geschichten und der zeitlose Reiz ihrer Charaktere. Entstanden in den 1920er und 30er Jahren für verschiedene Magazine und Zeitungen, ermöglichen diese frühen Kurzgeschichten, darunter auch ihre allererste, «Das Haus aus den Träumen», einen hochinteressanten Einblick in die Anfänge der Queen of Crime.</p>	

ISBN: 3-502-51737-1
Scherz Verlag, München.
2000

Scanned by Cara

Inhalt

Vorwort	3
1. Das Haus aus den Träumen / <i>The House of Dreams</i>	6
2. Die Schauspielerin/ <i>The Actress</i>	30
3. Gratwanderung / <i>The Edge</i>	43
4. Aufregung an Weihnachten / <i>Christmas Adventure</i>	68
5. Der einsame Gott / <i>The Lonely God</i>	91
6. Die Schatzsuche / <i>Manx Gold</i>	111
7. Eine Wand so weiß wie Milch / <i>Within a Wall</i>	144
8. Das Rätsel der Truhe aus Bagdad / <i>The Mystery of the Baghdad Chest</i>	171
9. Solange es hell ist / <i>While the Light Lasts</i>	194

Vorwort

Agatha Christie, die eigentliche Queen of Crime, nimmt unter den Autoren des klassischen Kriminalromans noch immer den höchsten Rang ein. Ihr berühmtester Roman, und vermutlich die berühmteste Detektivgeschichte überhaupt, ist *The Murder of Roger Ackroyd*; 1926 (Alibi), in dem sie die Kritiker schockierte und dadurch ihren Platz in der Spitzenklasse der Schriftsteller dieses Genres begründete. Der Fall wird von Hercule Poirot aufgeklärt, einem pensionierten Beamten der belgischen Polizei, der in 33 Romanen auftritt, unter anderem in *Murder on the Orient Express*; 1930 (Mord im Orientexpress), *The ABC Murders*; 1936 (Die Morde des Herrn ABC), *Five Little Pigs*; 1942 (Das unvollendete Bildnis), *After the Funeral*; 1953 (Der Wachsb Blumenstrauß), *Halloween Party*; 1969 (Schneewittchen-Parry) und *Curtain: Poirot's Last Case*; 1975 (Vorhang). Christies eigener Liebling unter ihren Detektiven war Miss Jane Marple, eine neugierige alte Jungfer, die in 12 Romanen auftritt, darunter *The Murder at the Vicarage*; 1930 (Mord im Pfarrhaus), *The Body in the Library*; 1942 (Die Tote in der Bibliothek), *A Pocket Full of Rye*; 1953 (Das Geheimnis der Goldmine), *A Caribbean Mystery*; 1964 (Karibische Affäre) sowie die Fortsetzung dieses Romans, *Nemesis*; 1971 (Das Schicksal in Person), und schließlich *Sleeping Murder*; 1976 (Ruhe unsanft), ein Buch, das, genau wie *Curtain*, dreißig Jahre früher während der deutschen Luftangriffe auf London geschrieben wurde. Zu den 21 Romanen, die keinen von Christies Seriendetektiven herausstellen, gehören *And Then There Were None*; 1939 (Zehn kleine Negerlein) - ursprünglich erschienen unter dem Titel *Ten Little Niggers* -, in dem

überhaupt kein Detektiv auftritt, *Crooked House*; 1949 (Das krumme Haus), *Ordeal by Innocence*; 1959 (Tödlicher Irrtum) und *Endless Night*; 1967 (Mord nach Maß).

Während ihrer mehr als ein halbes Jahrhundert umfassenden schriftstellerischen Tätigkeit schrieb Christie 66 Romane, eine Autobiographie, sechs *Mary-Westmacott*-Bücher, eine Reiseerinnerung an ihre Expedition nach Syrien, Lyrikbände, ein Buch mit Gedichten und Kindergeschichten, über ein Dutzend Theaterstücke und Hörspiele und rund 150 Kurzgeschichten. Die hier vorliegende neue Sammlung vereint neun Erzählungen, die, bis auf wenige Ausnahmen, seit ihrer Erstveröffentlichung (die in manchen Fällen sechzig bis siebzig Jahre zurückliegt) keine Neuauflage erlebt haben. In zwei von ihnen tritt Poirot auf, in «Das Rätsel der Truhe aus Bagdad» (*The Mystery of the Baghdad Chest*) und in «Aufregung an Weihnachten» (*Christmas Adventure*). Dies sind Christies Originalversionen zweier Novellen aus der Sammlung *The Adventure of the Christmas Pudding*, 1960 (Ein diplomatischer Zwischenfall). «Gratwanderung» (*The Edge*) ist eine dichte psychologische Erzählung, und in «Die Schauspielerin» (*The Actress*) geht es um eine raffinierte Täuschung. «Eine Wand so weiß wie Milch»

(*Within a Wall*), dunkel und zweideutig, und «Der einsame Gott» (*The Lonely God*) sind Liebesgeschichten, die aus den ersten Jahren von Christies Schriftstellerleben stammen, während den Erzählungen «Das Haus aus den Träumen» (*The House of Dreams*) und «Solange es hell ist» (*While the Light Lasts*) etwas Übernatürliches anhaftet. Schließlich ist da noch «Die Schatzsuche» (*Manx Gold*), eine Geschichte, deren Form und Konzeption sei-

nerzeit einmalig waren, inzwischen aber auf der ganzen Welt sehr beliebt geworden sind.

Neun Erzählungen, die allesamt den unnachahmlichen Stil Agatha Christies demonstrieren. Ein wahrer Festschmaus für Kenner!

Tony Medawar London, Dezember 1996

Das Haus aus den Träumen - *The House of Dreams*

Dies ist die Geschichte von John Segrave - seines Lebens, das unbefriedigend war; seiner Liebe, die unbefriedigt blieb; seiner Träume und seines Todes; und falls er in den beiden letztgenannten fand, was ihm in den beiden erstgenannten versagt war, dann könnte sein Leben vielleicht trotz allem als ein Erfolg gelten. Wer weiß?

John Segrave kam aus einer Familie, mit der es in den letzten hundert Jahren langsam bergab gegangen war. Sie waren Grundbesitzer gewesen, aber ihr letztes Stück Land war verkauft. Man hielt es daher für angebracht, zumindest einen der Söhne die nützliche Kunst des Geldverdienens erlernen zu lassen. Es war eine Ironie des Schicksals, daß John derjenige war, der dazu ausersehen wurde. Angesichts seines eigentümlich sensiblen Mundes und der schmalen, schlitzförmigen dunkelblauen Augen, die an einen Elf oder einen Faun denken ließen, an etwas Wildes und im Wald Lebendes, war es unverständlich, daß ausgerechnet er als Opfer auf dem Altar des Mammon dargebracht werden sollte. Der Geruch der Erde, der Geschmack von Salzwasser auf den Lippen und der freie Himmel über sich - das waren die Dinge, die John Segrave liebte und denen er Lebewohl sagen mußte.

Mit achtzehn Jahren trat er als kleiner Büroangestellter in ein großes Handelshaus ein. Sieben Jahre später war er noch immer ein kleiner Büroangestellter, etwas älter zwar, aber ansonsten in unveränderter Position. Die Gabe, «es im Leben zu etwas zu bringen», war ihm nicht in

die Wiege gelegt worden. Er war pünktlich, fleißig, pflichtbewußt - ein Büroangestellter eben, nichts weiter.

Und doch hätte er etwas sein können - aber was? Die Antwort darauf kannte er selbst kaum, doch er konnte sich nicht von der Überzeugung freimachen, daß es irgendwo ein Leben gab, in dem er hätte zählen können. Es steckte Tatkraft in ihm, rasche Auffassungsgabe, etwas, von dem seine Kollegen nie einen Blick erhascht hatten. Sie mochten ihn. Er war wegen seiner ungezwungenen freundschaftlichen Art beliebt, und sie waren sich nie der Tatsache bewußt, daß er sie eben dadurch von jeder echten Intimität ausschloß.

Der Traum kam ganz plötzlich zu ihm. Es war kein kindisches Phantasiegebilde, das sich im Laufe der Jahre entwickelte und entfaltete. Er stellte sich in einer Mittsommernacht ein, genauer gesagt in den frühen Morgenstunden, und John Segrave erwachte daraus am ganzen Leibe prickelnd, bemüht, den Traum festzuhalten, der sich verflüchtigte, sich seinem Zugriff auf die undefinierbare Art entzog, die Träumen eigen ist.

Verzweifelt klammerte er sich an ihn. Der Traum durfte nicht verschwinden - das durfte er nicht! Er mußte sich an das Haus erinnern. Es war natürlich DAS HAUS! Das Haus, das er so gut kannte. War es ein reales Haus, oder kannte er es nur aus seinen Träumen? Er konnte sich nicht erinnern - aber er kannte es ganz bestimmt, kannte es sehr gut.

Das erste fahle Licht des Morgengrauens stahl sich ins Zimmer. Es herrschte eine ungewöhnliche Stille. Um 4.30 Uhr in der Früh fand London, das erschöpfte London, einen Augenblick lang Ruhe.

John Segrave lag reglos da, eingehüllt in die Wonne, den Zauber und die vollkommene Schönheit seines

Traumes. Wie klug es doch von ihm gewesen war, sich daran zu erinnern! Träume verfliegen in der Regel so schnell, huschten an einem vorbei, gerade wenn man sie, zu sich kommend, mit ungeschickten Fingern einzufangen und festzuhalten versuchte. Aber er war zu schnell gewesen für diesen Traum! Er hatte ihn gepackt, als er sich ihm flugs entziehen wollte.

Es war tatsächlich ein höchst ungewöhnlicher Traum! Da war das Haus und ... Seine Gedanken kamen ruckartig ins Stocken, denn wenn er es sich recht überlegte, konnte er sich an nichts als das Haus erinnern. Und plötzlich, und zu seiner leisen Enttäuschung, erkannte er, daß ihm das Haus im Grunde völlig fremd war. Er hatte zuvor noch nicht einmal davon geträumt.

Das Haus war weiß und stand auf einer Anhöhe. Es waren Bäume in der Nähe, blaue Hügel in der Ferne, doch sein eigentümlicher Reiz war von der Umgebung unabhängig, denn - und das war das Entscheidende, der Höhepunkt des Traumes - es war ein wunderschönes, ein eigentümlich schönes Haus. Johns Pulsschlag beschleunigte sich, als er sich von neuem an die außergewöhnliche Schönheit des Hauses erinnerte. Der Außenansicht natürlich, denn innen war er nicht gewesen. Das war überhaupt nicht in Frage gekommen - auf gar keinen Fall. Dann, als die schwachen Umrisse seines möblierten Zimmers im zunehmenden Licht Konturen anzunehmen begannen, erlebte er die Ernüchterung dessen, der geträumt hat. Vielleicht war sein Traum doch nicht ganz so wunderbar gewesen - oder hatte das Wunderbare, der erklärende Teil, sich ihm entzogen und lachte über seine blind tastenden Hände? Ein weißes Haus, das auf einer Anhöhe stand - was sollte daran schon sonderlich aufregend sein? Es war ein ziemlich großes Haus, wie er sich

erinnerte, mit vielen Fenstern darin, und die Vorhänge waren alle zugezogen, nicht weil die Bewohner fort waren, dessen war er sich ganz sicher, sondern weil es so früh war, daß noch niemand auf war. Dann lachte er über seine absurden Vorstellungen und erinnerte sich, daß er am Abend bei Mr. Wetterman speisen sollte.

Maisie Wetterman war Rudolf Wettermans einzige Tochter, und sie war es ihr Leben lang gewöhnt gewesen, das, was sie haben wollte, auch zu bekommen. Als sie eines Tages dem Büro ihres Vaters einen Besuch abgestattet hatte, war ihr John Segrave aufgefallen. Er hatte Briefe hereingebracht, nach denen ihr Vater verlangt hatte. Als er wieder gegangen war, erkundigte sie sich nach ihm. Wetterman zeigte sich mitteilksam.

«Einer der Söhne von Sir Edward Segrave. Gute alte Familie, aber völlig abgewirtschaftet. Der Junge hat nicht gerade das Pulver erfunden. Ich mag ihn zwar, aber es steckt nichts in ihm. Kein Mumm in den Knochen.»

Für Maisie war Mumm vielleicht nicht so wichtig. Es war eine Eigenschaft, der ihr Vater größeren Wert beimaß als sie selbst. Auf jeden Fall überredete sie ihren Vater vierzehn Tage später, John Segrave zum Abendessen einzuladen. Das Essen sollte im engsten Kreis stattfinden: sie selbst, ihr Vater, John Segrave und eine Freundin, die gerade zu Besuch weilte.

Die Freundin sah sich veranlaßt, gewisse Bemerkungen zu wachen.

«Vermutlich zur Ansicht, habe ich recht, Maisie? Später wird Papa dann ein hübsches kleines Päckchen daraus machen und als Geschenk für sein liebes kleines Töchterlein mit nach Hause bringen - alles ordnungsgemäß erworben und bezahlt.»

«Allegra! Du bist unmöglich.» Allegra Kerr lachte.

«Aber du hast doch ständig solche Einfälle, Maisie. Der Hut gefällt mir - den muß ich haben! Wenn das bei Hüten geht, warum nicht auch bei Ehemännern?»

«Sei nicht albern. Ich habe bisher kaum mit ihm gesprochen.»

«Stimmt. Aber du hast einen Entschluß gefaßt», sagte die andere. «Was zieht dich an ihm an, Maisie?»

«Ich weiß es nicht», sagte Maisie Wetterman langsam. «Er ist - anders.»

«Anders?»

«Ja. Ich kann es nicht erklären. Er sieht gut aus, wenn auch auf eine sonderbare Art und Weise, aber das ist es nicht. Er hat so eine Art, gar nicht zu sehen, daß man da ist. Ich glaube nicht, daß er mich an dem Tag in Vaters Büro auch nur ein einziges Mal flüchtig angeblickt hat.» Allegra lachte.

«Das ist ein alter Trick. Ganz schön schlau, der junge Mann, würde ich sagen.»

«Allegra, du bist abscheulich!»

«Kopf hoch, Schätzchen. Papa wird seinem kleinen Maisielein bestimmt ein wuscheliges Lämmchen kaufen.»

«So will ich es aber nicht haben.»

«Also Liebe groß geschrieben. Ist es das?» ,Warum sollte er sich nicht in mich verlieben?»

«Ich wüßte nicht, was dagegen spräche. Vermutlich wird er es.»

Allegra lächelte, während sie sprach, und ließ ihren Blick über die andere schweifen. Maisie Wetterman war klein, zur Molligkeit neigend, und hatte dunkles Haar, das kurz geschnitten und kunstvoll gewellt war. Ihr von Natur aus guter Teint wurde durch die neuesten Puder- und Lippenstiftfarben unterstrichen. Sie hatte einen

wohlgeformten Mund und gute Zähne, dunkle Augen, ziemlich klein und blitzend, und einen Unterkiefer und ein Kinn, die etwas zu stark ausgeprägt waren. Sie war tadellos gekleidet.

«Ja», sagte Allegra, nachdem sie ihre Musterung beendet hatte. «Ich zweifle nicht daran. Der Gesamteindruck ist wirklich ausgesprochen gut, Maisie.»

Ihre Freundin sah sie unsicher an.

«Ehrlich», sagte Allegra. «Ganz ehrlich. Großes Ehrenwort. Aber angenommen, nur mal um der Debatte willen, daß er es nicht tut. Sich nicht in dich verliebt, meine ich. Angenommen, seine Zuneigung wird aufrichtig sein, aber platonisch. Was dann?»

«Vielleicht mag ich ihn gar nicht, wenn ich ihn besser kennenlerne.»

«Durchaus möglich. Aber vielleicht magst du ihn wirklich. Und in dem Fall ... »

Maisie zuckte die Achseln.

«Dann habe ich hoffentlich so viel Stolz ->»

Allegra fiel ihr ins Wort.

«Stolz erweist sich als nützlich, um die eigenen Gefühle zu verbergen - er hält einen nicht davon ab, sie zu empfinden.»

«Nun» -, sagte Maisie hitzig. «Ich wüßte nicht, warum ich es nicht aussprechen sollte. Tatsache ist, daß ich eine sehr gute Partie bin. Ich meine, von seinem Standpunkt aus betrachtet- Vaters Tochter und alles.»

«Die winkende Teilhaberschaft und so weiter», sagte Allegra. «Ja, Maisie. Du bist tatsächlich deines Vaters Tochter. Und darüber bin ich schrecklich froh. Ich mag es, wenn meine Freunde sich ihrer Art entsprechend verhalten.»

Der leise Spott in ihrer Stimme machte die andere unsicher.

«Du bist abscheulich, Allegra.»

«Aber höchst anregend, mein Schatz. Darum lädst du mich ja ein. Ich interessiere mich für Geschichte, wie du weißt, und es hat mich immer fasziniert, wenn man Hofnarren gewähren ließ und ermunterte. Nun, da ich selbst einer bin, verstehe ich es. Das ist nämlich eine ziemlich gute Rolle, und irgend etwas mußte ich ja tun. Da war ich, stolz und mittellos wie die Heldin eines Groschenromans, aus guter Familie und mit schlechter Ausbildung. ‚Ach Gott, was soll nur aus dir werden, Kind?‘ klagte sie. Der Typ der armen Verwandten, jederzeit bereit, ohne ein Feuer in ihrem Zimmer auszukommen, und zufrieden, zur Hand zu gehen und der lieben Cousine Sowieso zu helfen, stand, wie ich feststellte, hoch im Kurs. Keiner will sie wirklich haben - außer denen, die ihre Hausangestellten nicht halten können, und die behandeln sie wie einen Galeerensklaven.

Also wurde ich der Hofnarr. Dreistigkeit, kein Blatt vor den Mund nehmen, eine Prise Witz dann und wann - nicht zuviel, damit ich keinen Erwartungen gerecht werden muß - und hinter alledem eine sehr scharfe Beobachtung der menschlichen Natur. Die Leute mögen es geradezu, gesagt zu bekommen, wie gräßlich sie im Grunde sind. Darum laufen sie ja diesen Wanderpredigern nach. Das Ganze war ein großer Erfolg. Ich werde ständig mit Einladungen überhäuft. Ich kann in aller Behaglichkeit auf Kosten meiner Freunde leben und bin stets darauf bedacht, nie den Anschein von Dankbarkeit zu erwecken.»

«Du bist wirklich einmalig, Allegra. Dir ist völlig egal, was du sagst.»

«Da irrst du dich. Es ist mir keineswegs egal. Ich bin vorsichtig und habe mir die Sache gut überlegt. Meine scheinbare Unverblümtheit ist immer genau berechnet. Ich muß vorsichtig sein. Diese Stellung muß mich schließlich bis ins hohe Alter ernähren.»

«Warum heiratest du nicht? Ich weiß, daß dir jede Menge Leute einen Antrag gemacht haben.»

Allegras Gesicht wurde plötzlich hart. «Ich kann niemals heiraten.»

«Wegen ... » Maisie ließ den Satz unbeendet und sah ihre Freundin an. Diese nickte kurz zustimmend.

Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Der Butler riß die Tür auf und verkündete:

«Mr. Segrave.»

John trat ohne sonderliche Begeisterung ein. Er konnte sich nicht vorstellen, wieso ihn der alte Knabe eingeladen hatte. Wenn er sich der Sache hätte entziehen können, hätte er es getan. Das Haus mit seiner soliden Pracht und dem weichen Flor des Teppichs bedrückte ihn. Ein junges Mädchen kam auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Er erinnerte sich vage, sie einmal im Büro ihres Vaters gesehen zu haben.

«Guten Abend, Mr. Segrave. Mr. Segrave - Miss Kerr.» Dann wachte er auf. Wer war sie? Woher kam sie? Von den flammenfarbenen Draperien, die sie umfluteten, bis hin zu den winzigen Merkur-Flügeln auf ihrem schmalen griechischen Haupt war sie ein Wesen voller Vergänglichkeit und Flüchtigkeit, das sich unwirklich von dem eintönigen Hintergrund abhob.

Rudolf Wetterman trat ein, dessen ausladende schimmernde Hemdenbrust bei jedem Schritt knisterte. Man begab sich zwanglos zu Tisch.

Allegra Kerr unterhielt sich mit ihrem Gastgeber. John Segrave mußte sich Maisie widmen. Doch alle seine Gedanken waren bei der jungen Frau auf seiner anderen Seite. Sie war unglaublich wirkungsvoll. Ihre Wirkung war, wie er fand, eher gewollt als natürlich. Doch dahinter war noch etwas anderes. Flackerndes Feuer, sprunghaft, kapriziös wie die Irrlichter, die seit altersher Männer ins Moor lockten.

Endlich bekam er Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Maisie richtete ihrem Vater gerade die Nachricht eines Freundes aus, den sie an diesem Tag getroffen hatte. Nun, da der Moment gekommen war, brachte er keinen Ton heraus. Sein Blick flehte sie stumm an.

«Themen für Tischgespräche», sagte sie leichthin. «Wollen wir mit dem Theater beginnen oder lieber mit einer der zahllosen Einleitungen, die mit <Mögen Sie ...> anfangen?»

John lachte.

«Und falls sich herausstellt, daß wir beide Hunde mögen und rötliche Katzen nicht leiden können, dann hätten wir sozusagen eine <Gemeinsamkeit> zwischen uns gefunden?»

«So ist es», sagte Allegra ernst.

«Ich finde es bedauerlich, mit einem Fragenkatalog zu beginnen.»

«Aber dadurch haben alle die Möglichkeit, sich an der Unterhaltung zu beteiligen.»

«Gewiß, aber mit katastrophalen Folgen.»

«Es ist hilfreich, die Regeln zu kennen - wenn auch nur, um dagegen zu verstoßen.»

John lächelte sie an.

«Dann darf ich davon ausgehen, daß Sie und ich unseren ganz persönlichen Extravaganzen frönen werden.»

Selbst wenn wir dabei eine Genialität entfalten sollten, die an Wahnsinn grenzt.»

Mit einer heftigen, unbedachten Bewegung wischte die Hand der jungen Frau ein Weinglas vom Tisch. Man hörte das Klirren von zerbrochenem Glas. Maisie und ihr Vater unterbrachen ihr Gespräch.

Es tut mir schrecklich leid, Mr. Wetterman. Ich scheine mit Gläsern um mich zu werfen. »

«Meine liebe Allegra, das macht doch nichts, das macht überhaupt nichts.»

John Segrave sagte leise:

«Scherben bringen Unglück. Ich wünschte, es wäre nicht passiert. »

«Keine Sorge. Wie heißt es doch? <Nicht bringst du Unheil dahin, wo Unheil im Hause wohnt.>»

Sie wandte sich erneut Wetterman zu. John, der das Gespräch mit Maisie wiederaufnahm, versuchte das Zitat unterzubringen. Schließlich hatte er es. Es waren die Worte, die Sieglinde in der «Walküre» benutzt, als Sigmund anbietet, das Haus zu verlassen.

Er dachte: «Meinte sie damit-?»

Doch Maisie fragte ihn soeben nach seiner Meinung über die neueste Revue. Schon bald hatte er gestanden, daß er Musik liebte.

«Dann», sagte Maisie, «muß Allegra nach dem Abendessen für uns spielen.»

Man ging hinauf in den Salon. Wetterman hielt dies insgeheim für eine barbarische Sitte. Er mochte den gewichtigen Ernst des Herumreichens des Weines, der angebotenen Zigarren. Aber vielleicht war es in diesem Fall besser so. Er hatte keine Ahnung, was um alles in der Welt er mit dem jungen Segrave reden sollte. Maisie hatte wirklich unmögliche Einfälle. Dabei sah der Bursche

nicht einmal sonderlich gut aus, und unterhaltsam war er auch nicht.

Wetterman war froh, als Maisie Allegra Kerr zu spielen bat. Auf diese Weise würden sie den Abend schneller hinter sich bringen. Der junge Spund spielte ja nicht einmal Bridge. Allegra spielte gut, wenn auch ohne die Sicherheit der Berufskünstlerin. Sie spielte moderne Musik, Debussy und Strauss, etwas Skrjabin. Dann begann sie unversehens mit dem ersten Satz von Beethovens Pathétique, diesem Ausdruck eines Grams, der unendlich ist, eines Kammers, endlos und unermeßlich wie die Ewigkeit, den aber vom Anfang bis zum Ende ein Geist durchdringt, der sich nicht geschlagen gibt. Mit der Feierlichkeit einer unaufhörlichen Qual bewegt er sich im Takt des Eroberers auf seinen unabänderlichen Untergang zu. Gegen Ende hin wurde sie unsicher, ihre Finger schlugen einen Mißklang an, und sie brach abrupt ab. Sie blickte hinüber zu Maisie und lachte spöttisch.

«Da siehst du es», sagte sie. «Sie lassen mich einfach nicht.»

Dann, ohne eine Antwort auf ihre etwas rätselhafte Bemerkung abzuwarten, stürzte sie sich in eine seltsame, aufwühlende Melodie, ein Stück voll unheimlicher Harmonien und in einem sonderbaren gemessenen Rhythmus, das nichts glich, was Segrave je gehört hatte. Es war schwerelos wie der Flug eines Vogels, schwebte, verharrte - um dann plötzlich, ohne jede Vorwarnung, in ein schrilles Durcheinander von Tönen umzuschlagen. Allegra erhob sich lachend vom Klavier.

Trotz ihres Lachens wirkte sie verstört und fast verängstigt. Sie nahm neben Maisie Platz, und John hörte, wie diese mit leiser Stimme zu ihr sagte:

«Du solltest das nicht. Du solltest das wirklich nicht tun.»

«Wie hieß das letzte Stück?» erkundigte sich John eifrig.

«Das war etwas von mir.»

Ihr Ton war scharf und barsch. Wetterman wechselte das Thema.

Nachts träumte John Segrave wieder von dem Haus. John war unglücklich. Sein Leben ödete ihn an wie nie zuvor. Bisher hatte er es geduldig hingenommen - eine lästige Notwendigkeit, die seine innere Freiheit jedoch im wesentlichen unberührt ließ. All das hatte sich nun geändert. Die äußere und die innere Welt verschmolzen miteinander.

Er täuschte sich nicht über die Ursache für diese Veränderung hinweg. Er hatte sich auf den ersten Blick in Allegra Kerr verliebt. Wie sollte es jetzt weitergehen?

Er war an jenem Abend zu verwirrt gewesen, um Pläne zu schmieden. Er hatte nicht einmal versucht, sie wiederzusehen. Als Maisie Wetterman ihn einige Zeit später für das Wochenende auf den Landsitz ihres Vaters einlud, nahm er erwartungsvoll an, doch er wurde enttäuscht, denn Allegra war nicht da. Er erkundigte sich bei Maisie nach ihr und erfuhr, dass Allegra droben in Schottland zu Besuch war. Er ließ es dabei bewenden. Er hätte gerne länger über sie gesprochen, doch die Worte schienen ihm in der Kehle festzukleben.

Für Maisie war er an diesem Wochenende ein Rätsel. Er schien gar nicht zu sehen, daß – was doch ganz deutlich zu sehen war. Sie ging immer sehr direkt vor, aber Direktheit verfehlte bei John ihre Wirkung. Er fand Maisie zwar sympathisch, aber etwas aufdringlich.

Doch die Parzen waren stärker als Maisie. Sie wollten, daß John Allegra wiedersehen sollte. Sie begegneten sich eines Sonntagnachmittags im Park. Er hatte sie aus der Ferne gesehen, und sein Herz hatte laut zu pochen begonnen. Und wenn sie ihn nun vergessen hatte? Aber sie hatte ihn nicht vergessen. Sie blieb stehen und sprach mit ihm. Schon wenige Minuten später gingen sie Seite an Seite forschen Schrittes durch das Gras. Er war außer sich vor Glück.

Er sagte plötzlich und unerwartet: «Glauben Sie an Träume?»

«Ich glaube an Alpträume.»

Die Härte ihrer Stimme überraschte ihn.

«Alpträume», sagte er benommen. «Ich meinte nicht Alpträume.»

Allegra sah ihn an.

«Nein», sagte sie. «In Ihrem Leben gibt es keine Alpträume. Das sehe ich.»

Ihre Stimme war sanft - anders.

Daraufhin erzählte er ihr, leicht stockend, von seinem Traum von dem weißen Haus. Er hatte inzwischen sechsmal davon geträumt - nein, siebenmal. Immer das gleiche. Es war wunderschön. So wunderschön!

Er fuhr fort:

«Wissen Sie, es hat irgendwie mit - mit Ihnen zu tun. Das erste Mal träumte ich davon in der

Nacht, bevor ich Sie kennenlernte.»

«Mit mir?» Sie lachte - kurz und bitter. «O nein, das ist unmöglich. Das Haus war doch wunderschön.»

«Genau wie Sie», sagte John Segrave.

Allegra errötete peinlich berührt.

«Verzeihen Sie, das war dumm von mir. Ich schien wohl ein Kompliment herauszufordern. Aber das wollte

ich wirklich nicht. Rein äußerlich ist bei mir alles in Ordnung, wie ich weiß.»

«Das Innere des Hauses habe ich noch nicht gesehen», sagte John Segrave. «Wenn ich es sehe, dann wird es bestimmt genauso schön sein wie das Äußere.»

Er sprach langsam und eindringlich, verlieh den Worten eine Bedeutung, die Allegra Kerr zu ignorieren vorzog.

«Es gibt noch etwas, das ich Ihnen sagen möchte - falls Sie mich anhören wollen.»

«Das werde ich», sagte Allegra.

«Ich gebe meine Stellung auf. Das hätte ich schon früher tun sollen, das ist mir jetzt klar. Ich war damit zufrieden, mich treiben zu lassen, wußte, daß ich ein absoluter Versager bin, kümmerte mich nicht weiter darum, lebte einfach in den Tag hinein. Das sollte ein Mann nicht. Als Mann hat man die Pflicht, etwas zu tun zu finden, was man kann, und damit Erfolg zu haben. Ich gebe alles auf und fange etwas Neues an, etwas völlig anderes. Es geht um eine Art Expedition nach Westafrika - mehr darf ich Ihnen dazu nicht sagen. Die näheren Einzelheiten sollen nicht bekannt werden; aber wenn alles klappt, werde ich ein reicher Mann sein.»

«Dann ist also auch für Sie Geld der Maßstab des Erfolges?»

«Geld», sagte John Segrave, «bedeutet für mich nur eines: Sie! Wenn ich zurückkomme -»

Er brach ab.

Sie neigte den Kopf. Ihr Gesicht war sehr blaß geworden.

Ich will nicht vorgeben, Sie falsch verstanden zu haben. Und darum muß ich Ihnen ein für allemal sagen: Ich werde niemals heiraten.»

Er dachte kurz über ihre Worte nach und sagte dann sanft:

«Wollen Sie mir nicht sagen, warum?»

Ich könnte es, aber gerade Ihnen möchte ich es um nichts auf der Welt sagen.»

Wieder schwieg er, dann blickte er plötzlich auf, und auf seinem Faunsgesicht zeichnete sich ein seltsam anziehendes Lächeln ab.

Ich verstehe», sagte er. «Sie wollen mich nicht in das Haus hineinlassen, mir nicht einmal einen kurzen Blick gestatten. Die Vorhänge sollen geschlossen bleiben.» Allegra beugte sich vor und legte die Hand auf seine.

«Ich will Ihnen soviel sagen: Sie träumen von Ihrem Haus. Aber ich - ich träume nicht. Meine Träume sind Alpträume!»

Und mit diesen Worten verließ sie ihn, abrupt und verstörend.

Nachts hatte er wieder den Traum. In letzter Zeit war ihm klargeworden, daß das Haus mit Sicherheit bewohnt war. Er hatte eine Hand die Vorhänge zur Seite schieben sehen, hatte drinnen flüchtig umhergehende Gestalten erblickt.

In dieser Nacht wirkte das Haus heller als je zuvor. Seine weißen Mauern leuchteten im Sonnenlicht. Die Ruhe und die Schönheit des Hauses waren vollkommen. Plötzlich merkte er, wie sich das Glücksgefühl in ihm verstärkte. Jemand kam ans Fenster. Er wußte es. Eine Hand, die gleiche Hand, die er schon einmal gesehen hatte, faßte nach dem Vorhang, zog ihn zurück. Gleich würde er es sehen ... Er war wach, immer noch zitternd vor Entsetzen, vor unsäglichem Abscheu vor dem Etwas, das aus dem Fenster des Hauses zu ihm hinausgeblickt hatte.

Es war etwas ganz und gar Entsetzliches, etwas so Abscheuliches und Ekelerregendes, daß die bloße Erinnerung daran Übelkeit in ihm hervorrief. Und er wußte, daß das Unsäglichste und das Allerentsetzlichste daran die Tatsache war, daß Es in diesem Haus wohnte - in diesem Haus von vollkommener Schönheit.

Denn wo dieses Etwas weilte, war das Grauen - ein Grauen, das sich erhob und den Frieden und die heitere Ruhe zerschmetterte, die das Erstgeburtsrecht des Hauses waren. Die Schönheit, die wunderbare unsterbliche Schönheit des Hauses war für immer zerstört, denn in seinen heiligen geweihten Mauern hauste der Schatten eines unreinen Geistes!

Falls er je wieder von dem Haus träumen sollte, das war Segrave klar, würde er auf der Stelle vor Schreck aufwachen, damit aus dessen weißer Schönheit nicht plötzlich dieses Etwas zu ihm hinausblickte.

Am nächsten Abend, nach Verlassen des Büros, ging er geradewegs zum Haus der Wettermans. Er mußte Allegra Kerr sprechen. Maisie würde ihm sagen, wo sie zu finden war.

Er bemerkte nicht das freudige Licht, das in Maisies Augen aufleuchtete, als er hereingeführt wurde und sie aufsprang, um ihn zu begrüßen. Stammelnd brachte er sofort seine Bitte vor, noch während ihre Hand in der seinen lag.

«Miss Kerr. Ich habe sie gestern getroffen, aber ich weiß nicht, wo sie wohnt.»

Er spürte nicht, wie Maisies Hand in seiner schlaff wurde, als sie sie zurückzog. Die plötzliche Kälte in ihrer Stimme sagte ihm nichts.

«Allegra ist hier - zu Besuch bei uns. Aber Sie können sie leider nicht sprechen.»

«Aber -»

«Ihre Mutter ist heute vormittag gestorben. Wir haben es eben erst erfahren.»

«Ach!» Er war bestürzt.

«Es ist alles sehr traurig», sagte Maisie. Sie zögerte nur einen Moment und fuhr dann fort: «Sie starb nämlich in - nun, praktisch in einer Irrenanstalt. Geisteskrankheit liegt bei ihnen in der Familie. Der Großvater hat sich erschossen, und eine von Allegras Tanten ist hoffnungslos schwachsinnig, und eine andere hat sich ertränkt.»

John Segrave stieß einen unverständlichen Laut aus. «Ich dachte, ich müßte Ihnen das mitteilen», sagte Maisie tugendhaft. «Wir sind doch gute Freunde, oder? Und Allegra ist schließlich sehr attraktiv. Viele Leute haben sie gebeten, sie zu heiraten, aber sie wird natürlich nie heiraten - das könnte sie nicht.»

«Aber sie ist doch gesund», sagte Segrave. «Bei ihr ist alles in Ordnung.»

Seine Stimme klang rau und unnatürlich in seinen Ohren.

«Das kann man nie wissen, ihre Mutter war auch völlig in Ordnung, als sie jung war. Und sie war nicht nur - sonderbar, müssen Sie wissen. Sie war vollkommen wahnsinnig. Geisteskrankheit ist etwas Furchtbares.»

«Ja», sagte er, «etwas ganz Schreckliches.»

Er wußte jetzt, was aus dem Fenster des Hauses zu ihm hinausgeblickt hatte.

Maisie schwatzte weiter. Er fiel ihr schroff ins Wort. «Ich bin nur gekommen, um Lebewohl zu sagen - und um Ihnen für die mir erwiesenen Wohltaten zu danken.» «Sie gehen doch nicht etwa fort?»

Ihr Ton drückte Bestürzung aus.

Er lächelte sie schief an, kläglich und anziehend. «Doch», sagte er. «Nach Afrika.»

«Afrika!»

Maisie wiederholte das Wort ausdruckslos. Bevor sie sich zusammenreißen konnte, hatte er ihre Hand geschüttelt und war gegangen. Sie konnte nur dastehen, die Hände seitlich am Körper zu Fäusten geballt, auf jeder Wange ein zorniger roter Fleck.

Unten, auf der Stufe vor der Haustür, sah John Se- grave sich von Angesicht zu Angesicht Allegra gegenüber, die von draußen hereinkam. Sie trug Schwarz, und ihr Gesicht war weiß und leblos. Sie sah ihn nur kurz an und zog ihn rasch in ein kleines Boudoir.

«Maisie hat es Ihnen erzählt», sagte sie. «Sie wissen es?» Er matte.

«Aber was macht das schon? Sie sind doch gesund! Manche - manche Leute bekommen es nicht.»

Sie sah ihn wehmütig an.

«Sie sind gesund», sagte er noch einmal.

«Das weiß ich nicht», sagte sie beinahe flüsternd. «Ich weiß es nicht. Ich habe Ihnen von meinen Träumen erzählt. Und wenn ich spiele - wenn ich am Klavier sitze-, dann kommen diese anderen und bemächtigen sich meiner Hände.»

Er starrte sie an - wie gelähmt. Einen Moment lang blickte, während sie sprach, etwas aus ihren Augen. Es war im Nu verschwunden - aber er erkannte es wieder. Es war das Etwas, das aus dem Haus geblickt hatte.

Sie bemerkte, wie er unwillkürlich zurückwich. «Sehen Sie?» flüsterte sie. «Sie sehen - aber ich wünschte, Maisie hätte Ihnen nichts davon gesagt. Denn es nimmt Ihnen alles.»

«Alles?»

«Ja. Nicht einmal der Traum wird Ihnen bleiben. Denn jetzt werden Sie es nie mehr wagen, von dem Haus zu träumen.»

Die westafrikanische Sonne brannte herab, und es war sehr heiß. John Segrave begann wieder zu stöhnen.

«Ich kann es nicht finden. Ich kann es nicht finden.» Der kleine englische Arzt mit dem roten Kopf und dem extrem ausgeprägten Unterkiefer blickte auf die finstere und einschüchternde Art, die er sich zu eigen gemacht hatte, auf seinen Patienten hinab.

«Das sagt er ständig. Was meint er damit?»

«Ich glaube, er spricht von einem Haus, Monsieur.» Die Barmherzige Schwester von der römisch-katholischen Missionsstation hatte eine sanfte Stimme und sprach mit freundlicher Reserviertheit, während sie ebenfalls auf den schwerkranken Mann hinuntersah.

«Von einem Haus? Tja, das muß er sich aus dem Kopf schlagen, sonst bringen wir ihn nie durch. Es quält ihn. Segrave! Segrave!»

Die umherschweifenden Gedanken konzentrierten sich. Die Augen ruhten wiedererkennend auf dem Gesicht des Arztes.

«Hören Sie, Sie werden durchkommen. Ich werde Sie durchbringen. Aber Sie müssen aufhören, an dieses Haus zu denken. Es läuft Ihnen ja nicht weg. Also plagen Sie sich nicht damit ab, ausgerechnet jetzt danach zu suchen.»

«In Ordnung.» Der Patient schien fügsam zu sein. «Wie sollte es auch weglaufen, wenn es gar nie dagewesen ist.» «So ist es recht!» Der Arzt lachte munter. «Jetzt werden Sie im Nu wieder auf den Beinen sein.» Und mit geräuschvoller Grobheit, wie es seine Art war, verabschiedete er sich.

Segrave lag gedankenversunken da. Das Fieber war vorübergehend zurückgegangen, und er konnte absolut klar denken. Er mußte dieses Haus finden!

Zehn Jahre lang hatte er sich davor gefürchtet, es zu finden - der Gedanke, daß er unvermutet darauf stoßen könnte, war seine größte Angst gewesen. Und dann, als seine Befürchtungen sich zerstreut hatten und er sich in Sicherheit wähnte, hatte es eines Tages ihn gefunden. Er erinnerte sich noch genau an die panische Angst, die er zunächst empfand, und an die jähe, die unsagbare Erleichterung, die darauf folgte. Denn das Haus war leer! Völlig leer und unsagbar friedlich. Es war noch genau so wie vor zehn Jahren. Er hatte nichts vergessen. Ein großer schwarzer Möbelwagen entfernte sich langsam von dem Haus.

Bestimmt der letzte Mieter, der samt seiner Habe auszog. Er ging zu den Männern, die den Möbelwagen fuhren, und sprach mit ihnen. Der Möbelwagen hatte etwas Unheimliches, er war so furchtbar schwarz. Auch die Pferde waren schwarz, hatten wehende Mähnen und Schweife, und die Männer trugen allesamt schwarze Kleidung und Handschuhe. Der Anblick erinnerte ihn an etwas anderes, an etwas, auf das er sich nicht besinnen konnte.

Ja, er hatte absolut recht gehabt. Der letzte Bewohner zog soeben aus, da sein Mietvertrag abgelaufen war. Das Haus sollte einstweilen leerstehen, bis der Besitzer aus dem Ausland zurückkehrte. Beim Erwachen war er noch ganz von der friedlichen Schönheit des leeren Hauses erfüllt gewesen.

Einen Monat später hatte er einen Brief von Maisie erhalten, sie schrieb ihm beharrlich einmal im Monat. Darin teilte sie ihm mit, daß Allegra Kerr in dem gleichen

Heim gestorben war wie ihre Mutter und daß das doch schrecklich traurig sei. Aber natürlich auch eine gnädige Erlösung.

Es war wirklich sonderbar gewesen. Diese Nachricht, so kurz nach seinem Traum. Er verstand das Ganze nicht recht. Aber sonderbar war es schon.

Und das schlimmste daran war, daß er das Haus seither nie mehr hatte finden können. Irgendwie hatte er den Weg dorthin vergessen.

Das Fieber begann sich seiner abermals zu bemächtigen. Er warf sich ruhelos hin und her. Natürlich, das hatte er ja völlig vergessen, das Haus lag auf einer Anhöhe! Er musste hinaufsteigen, um zu ihm zu gelangen. Aber es war so mühsam, die Klippen hinaufzuklettern, und so heiß. Höher, höher, höher! Oh, er war abgerutscht. Nun mußte er wieder ganz unten beginnen. Höher, höher, höher! Tage vergingen, Wochen - er war nicht sicher, ob nicht sogar Jahre verstrichen! Und immer noch kletterte er.

Einmal hörte er die Stimme des Arztes. Aber er konnte nicht innehalten, um ihm zuzuhören. Außerdem würde der Arzt nur sagen, daß er aufhören solle, das Haus zu suchen. Er dachte, es sei ein gewöhnliches Haus. Er hatte keine Ahnung.

Er erinnerte sich plötzlich, daß er ruhig sein mußte, ganz ruhig. Man konnte das Haus nur finden, wenn man ganz ruhig war. Es hatte keinen Sinn, das Haus zu suchen, wenn man aufgeregt war. Wenn er doch nur ruhig bleiben könnte! Aber es war so heiß! Heiß? Es war kalt - ja, kalt. Das waren keine Klippen, das waren Eisberge - gezackte kalte Eisberge.

Er war so müde. Er wollte nicht weitersuchen - es hatte keinen Sinn. Aber da war ein Pfad - viel besser als Eis-

berge. Wie angenehm und schattig es auf dem kühlen, grünen Pfad war. Und die Bäume - diese prächtigen Bäume! Sie sahen fast so aus wie - was? Er konnte sich nicht darauf besinnen, aber das war unerheblich. Und da waren Blumen. Goldene und blaue Blumen! Wie herrlich sie waren - und so seltsam vertraut. Natürlich, er war schon früher hier gewesen. Dort, zwischen den Bäumen, leuchtete das Haus auf seiner Anhöhe. Wie wunderschön es war! Der grüne Pfad und die Bäume und die Blumen waren nichts, verglichen mit der überwältigenden Schönheit des Hauses.

Er schritt schneller aus. Sich vorzustellen, daß er noch nie im Inneren gewesen war! Wie unglaublich dumm von ihm - wo er doch die ganze Zeit den Schlüssel in der Tasche hatte! Und natürlich war die Schönheit des Äußeren gar nichts im Vergleich zu der Schönheit, die im Inneren wartete - insbesondere jetzt, da der Besitzer aus dem Ausland zurückgekehrt war.

Er stieg die Stufen zu der großen Tür hinauf. Brutale, kräftige Hände rissen ihn zurück! Hielten ihn fest, zerrten ihn hin und her, vor und zurück.

Der Arzt schüttelte ihn, brüllte ihm ins Ohr: «Durchhalten, Mann, Sie schaffen es! Nicht aufgeben! Nicht aufgeben!»

In seinen Augen brannte das Feuer eines Menschen, der einen Feind erblickt. Segrave fragte sich, wer dieser Feind war. Die schwarzgekleidete Nonne betete jetzt. Auch das war sonderbar.

Und dabei wollte er doch nur in Ruhe gelassen werden. Um wieder zu dem Haus gehen zu können. Denn das Haus wurde von Minute zu Minute undeutlicher. Das lag natürlich daran, daß der Arzt so stark war. Er selbst war

nicht stark genug, um es mit dem Arzt aufzunehmen. Wenn er es doch nur könnte!

Doch halt! Es gab noch einen anderen Weg - den Weg, den Träume im Augenblick des Erwachens einschlugen. Keine Kraft der Welt konnte sie aufhalten, sie huschten einfach davon. Die Hände des Arztes würden ihn nicht festhalten können, wenn er losließ – einfach losließ!

Ja, das war der richtige Weg! Die weißen Mauern waren wieder deutlich zu sehen, die Stimme des Arztes wurde schwächer, seine Hände waren kaum noch zu spüren. Nun wusste er, wie Träume lachen, wenn sie einem entwischten!

Er stand vor der Tür des Hauses. Die unsagbare Stille wurde durch nichts gestört. Er steckte den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn herum. Einen kurzen Augenblick hielt er inne, um die vollkommene, die unbeschreibliche, die alles befriedigende Freude auszukosten.

Dann trat er über die Schwelle.

Nachwort

The House of Dreams erschien erstmals im Januar 1926 im Sovereign Magazine. Es ist eine überarbeitete Version der Kurzgeschichte The House of Beauty, die Agatha Christie bereits vor dem Ersten Weltkrieg schrieb und in ihrer Autobiographie «das erste, was ich schrieb, das

zu gewissen Hoffnungen Anlaß gab» nannte. Während die ursprüngliche Kurzgeschichte obskur und im Ton übertrieben morbide ist, kommt The House of Dreams dicht an die bedrohlichen Gruselgeschichten der Edwardianischen Epoche heran, insbesondere an die von E. E. Benson. Sie ist bei weitem klarer und weniger introspek-

tiv als die ursprüngliche Fassung, die Christie für die Veröffentlichung stark überarbeitete. Um die Charaktere der beiden Frauen zu entwickeln, dämpfte sie das Unirdische, das Allegra anhafte, und baute Maisies Rolle aus. Ein ähnliches Thema wird in *The Call of Wings* (Rolltreppe ins Grab) behandelt, einer weiteren frühen Kurzgeschichte, die in *The Hound of Death*;1933 (Der Hund des Todes) enthalten ist.

Über *The House of Beauty* bemerkte Christie 1938, daß sie «das Ausdenken der Geschichte vergnüglich und das Schreiben ungemein anstrengend» gefunden habe, aber daß die Saat gesät gewesen sei: «Ich gewöhnte mich immer mehr an diesen Zeitvertreib. Wenn ein leerer Tag vor mir lag - nicht viel zu tun war -, dann dachte ich mir eine Geschichte aus. Diese hatte immer ein trauriges Ende und gelegentlich eine sehr erhabene moralische Gesinnung.» Ein wichtiger Ansporn in diesen frühen Jahren war ein Nachbar aus Dartmoor, Eden Phillpotts, ein bekannter Romancier und enger Freund der Familie, der Christie - Agatha Miller, wie sie damals hieß - bei ihren Geschichten beriet und Schriftsteller empfahl, deren Stil und Sprache ihr weitere Anregungen liefern sollten. In späteren Jahren, als ihr eigener Ruhm den seinen längst übertrafen hatte, schilderte Christie, in welchem hohen Maße Phillpotts das Feingefühl und das Verständnis gezeigt hatte, die so wichtig sind, um das Selbstvertrauen eines jungen Schriftstellers zu stärken: Ach bewundere das Einfühlungsvermögen, mit dem er nur Ermutigung gab und sich jeder Kritik enthielt.» Als Phillpotts 1960 starb, sehr liebte sie: «Für das Wohlwollen, das er mir als jungem Mädchen erwies, das eben erst zu schreiben begonnen hatte, kann ich nie dankbar genug sein.»

Die Schauspielerin - *The Actress*

Der schäbig gekleidete Mann in der hintersten Reihe des Zuschauerraums beugte sich vor und starrte ungläubig auf die Bühne. Seine verschlagenen Augen verengten sich hinterlistig.

«Nancy Taylor!» murmelte er. «Bei Gott, die kleine Nancy Taylor!»

Sein Blick fiel auf das Programmheft in seiner Hand. Einer der Namen war in etwas größeren Buchstaben gedruckt als die anderen.

«Olga Stormer! So nennst du dich jetzt also! Hält sich wohl für einen Star, die Dame, was? Verdienst bestimmt eine schöne Stange Geld. Hast wohl ganz vergessen, daß du mal Nancy Taylor geheißt hast. Ich wüßte zu gern, was du sagen würdest, falls Jake Levitt dich daran erinnern sollte.»

Der Vorhang fiel nach dem Ende des ersten Aktes. Im Zuschauerraum erhob sich begeisterter Applaus. Olga Stormer, die große Charakterdarstellerin, deren Name binnen weniger Jahre zu einem festen Begriff geworden war, fügte der Liste ihrer Erfolge als Cora in *Der Racheengel* einen weiteren Triumph hinzu.

Jake Levitt stimmte nicht in den Beifall ein, aber sein Mund verzog sich langsam zu einem bedächtigen, anerkennenden Grinsen. Himmel, was für ein Zufall! Und das gerade jetzt, wo er völlig abgebrannt war. Sie würde natürlich versuchen, sich herauszureden, aber ihn konnte sie nicht hinters Licht führen. Richtig angepackt, war die Sache eine Goldgrube!

Am darauffolgenden Morgen hatte Jake Levitts Arbeit an seiner Goldgrube erste Auswirkungen. In ihrem Salon mit den roten Schleiflackmöbeln und den schwarzen Vorhängen las Olga Stormer wieder und wieder nachdenklich einen Brief. Ihr blasses Gesicht mit den unheimlich ausdrucksvollen Zügen war etwas starrer als sonst, und von Zeit zu Zeit blickten die graugrünen Augen unter den ebenmäßigen Brauen unverwandt ins Leere, als dächte sie nicht über die eigentlichen Worte des Briefes nach, sondern vielmehr über die Drohung, die dahintersteckte.

Mit ihrer wunderbaren Stimme, die vor Gefühlswallung beben oder so hart wie das Klappern einer Schreibmaschine sein konnte, rief Olga: «Miss Jones!»

Eine adrette junge Frau mit Brille, in der Hand Stenoblock und Bleistift, kam ins Zimmer geeilt.

«Rufen Sie bitte Mr. Danahan an und ersuchen Sie ihn, unverzüglich herzukommen!»

Syd Danahan, Olga Stormers Manager, trat mit der üblichen Besorgnis eines Mannes ein, der sein Leben damit zubringt, eine kapriziöse Künstlerin bei Laune und bei der Stange zu halten.

Zureden, beschwichtigen, antreiben, abwechselnd oder alles gleichzeitig, gehörten bei ihm zur täglichen Routine. Zu seiner Erleichterung machte Olga einen ruhigen und gefaßten Eindruck und schob ihm lediglich ein Blatt Papier über den Tisch zu.

«Lesen Sie das.»

Der Brief war in einer ungelinken Schrift auf billiges Papier gekritzelt.

Sehr beehrte gnädige Frau!

Ihr Auftritt gestern abend in Der Racheengel hat mich sehr beeindruckt. Ich glaube, daß wir eine gemeinsame Bekannte haben, nämlich Miss Nancy Taylor, vormals Chicago. Es soll ein Artikel über sie erscheinen. Falls Sie selbigen zu erörtern wünschen, könnte ich Sie zu jeder Ihnen genehmen Zeit aufsuchen.

*Ihr sehr ergebener
Jake Levitt*

Danahan schien etwas verduzt zu sein.

«Ich verstehe nicht ganz. Wer ist diese Nancy Taylor?»
«Ein junges Mädchen, das besser tot wäre, Danny» Es lag Bitterkeit in ihrer Stimme und eine Mattigkeit, die ihre vierunddreißig Jahre verriet. «Ein junges Mädchen, das tot war, bis dieser Aasgeier es wieder zum Leben erweckte.»

«Ach so! Dann ... »

«Ja, Danny. Ich.»

«Es geht also um Erpressung?»

Sie nickte. «Ganz recht, und zwar seitens eines Mannes, der diese Kunst aus dem Effeff beherrscht.» Danahan dachte stirnrunzelnd über die Sache nach. Olga, die Wange in eine lange, schmale Hand geschmiegt, beobachtete ihn mit unergründlichen Augen. «Wie wäre es mit einem Bluff? Streiten Sie alles ab. Er kann nicht absolut sicher sein, daß er sich nicht durch eine zufällige Ähnlichkeit hat täuschen lassen.» Olga schüttelte den Kopf.

«Levitt verdient seinen Lebensunterhalt damit, Frauen zu erpressen. Er ist seiner Sache sicher.»

«Polizei?» schlug Danahan zweifelnd vor.

Ihr leises, höhnisches Lächeln sagte ihm alles. Hinter ihrer Selbstbeherrschung verbarg sich, was er nie vermutet hätte, die Ungeduld eines scharfen Verstandes, der verfolgt, wie ein langsamerer Verstand mühselig ein Terrain sondiert, das er selbst schon längst durchquert hat.

«Meinen Sie nicht, daß es - nun ja - vielleicht klüger wäre, wenn Sie selbst mit Sir Richard sprächen? Das würde dem Mann den Wind aus den Segeln nehmen.»

Die Verlobung der Schauspielerin mit Sir Richard Everard, einem Mitglied des Parlaments, war erst wenige Wochen zuvor bekanntgegeben worden.

«Als Richard mich bat, seine Frau zu werden, habe ich ihm alles erzählt.»

«Donnerwetter, das war schlau von Ihnen!» sagte Danahan voller Bewunderung.

Olga lächelte knapp.

«Das hatte nichts mit Schlaueit zu tun, mein lieber Danny. Aber das würden Sie nicht verstehen. Gleichviel, wenn dieser Levitt tut, was er androht, dann bin ich erledigt, und mit Richards politischer Karriere ist es ebenfalls aus. Nein, soweit ich sehe, gibt es nur zwei Möglichkeiten.»

«Nämlich?»

«Bezahlen - und das hört natürlich nie auf! - oder verschwinden und von vorn anfangen.»

Die Mattigkeit in ihrer Stimme war abermals deutlich zu hören.

«Nicht, daß ich etwas getan hätte, was ich bereuen würde. Ich war ein halbverhungertes Gassenkind, Danny, das sich bemühte, ehrlich zu bleiben. Ich habe einen Mann erschossen, eine Bestie von einem Mann, der nichts anderes verdient hat. Die Umstände, unter denen ich tötete, waren so, daß kein Geschworenengericht der Welt mich

Welt mich je verurteilt hätte. Das weiß ich jetzt, aber damals war ich nur ein verängstigtes Kind - und lief davon.»

Danahan nickte.

«Wäre es denkbar», sagte er zweifelnd, «daß etwas gegen diesen Levitt vorliegt, das wir in die Hand bekommen könnten?»

Olga schüttelte den Kopf.

«Höchstwahrscheinlich nicht. Er ist viel zu feige, um sich auf wirklich krumme Touren einzulassen.» Der Klang ihrer eigenen Worte schien sie aufzurütteln. «Ein Feigling! Ich frage mich, ob wir uns das irgendwie zunutze machen können.»

«Sir Richard könnte mit ihm reden und ihm Angst einjagen», schlug Danahan vor.

«Richard ist dafür viel zu fein. Diese Sorte Mann kann man nicht mit Glacehandschuhen anfassen.»

«Nun, dann werde ich mit ihm sprechen.»

«Verzeihen Sie, Danny, aber ich glaube nicht, daß Sie subtil genug sind. Was wir brauchen, ist ein Mittelding zwischen Glacehandschuhen und bloßen Fäusten. Zum Beispiel Raffinesse.

Und das heißt: eine Frau! Ja, ich glaube, eine Frau könnte es schaffen. Eine Frau, die ein gewisses Fingerspitzengefühl besitzt, die Schattenseiten des Lebens aber aus eigener bitterer Erfahrung kennt. jemand wie Olga Stormer! Sagen Sie jetzt nichts, ich glaube, mir kommt da eine Idee.»

Sie beugte sich vor und vergrub das Gesicht in den Händen. Dann hob sie plötzlich den Kopf.

«Wie heißt doch gleich die junge Schauspielerin, die die zweite Besetzung meiner Rolle übernehmen möchte?

Margaret Ryan, richtig? Sie hat die gleichen Haare wie ich.»

«Gegen ihr Haar ist nichts einzuwenden», räumte Danahan widerwillig ein, den Blick auf die bronzegoldene Fülle gerichtet, die Olgas Kopf umgab. «Es sieht aus wie Ihres, genau wie Sie sagen. Aber ansonsten ist sie völlig unbegabt. Ich wollte sie nächste Woche entlassen.»

«Wenn alles klappt, werden Sie sie die Cora als zweite Besetzung einstudieren lassen müssen.» Sie wischte seine Einwände mit einer Handbewegung beiseite. «Danny, beantworten Sie mir ganz ehrlich eine Frage. Glauben Sie, daß ich eine gute Schauspielerin bin? Daß ich wirklich Theater spielen kann? Oder bin ich nur eine attraktive Frau, die in hübschen Kleidern herumspaziert?»

«Sie? Mein Gott, Olga! Eine Schauspielerin wie Sie hat es seit der Duse nicht mehr gegeben!»

«Dann muß die Sache gelingen - falls Levitt tatsächlich ein Feigling ist, wie ich vermute. Nein, ich werde Ihnen keine Einzelheiten verraten. Ich möchte, daß Sie die kleine Ryan aufsuchen. Sagen Sie ihr, daß ich mich für sie interessiere und sie morgen abend zum Essen erwarte. Sie wird bestimmt zur Stelle sein.»

«Darauf können Sie wetten!»

«Außerdem möchte ich, daß Sie mir K.O.-Tropfen besorgen, irgend etwas Starkes, das jemanden für ein bis zwei Stunden außer Gefecht setzt, aber keine bösen Nachwirkungen hinterläßt.» Danahan grinste.

«Ich kann nicht garantieren, daß unser Freund morgen kein Schädelbrummen hat, aber bleibende Schäden werden nicht auftreten.»

«Sehr gut! Gehen Sie jetzt, Danny, und überlassen Sie alles Weitere mir.» Sie erhob die Stimme: «Miss Jones!»

Die junge Frau mit der Brille erschien mit dem üblichen Diensteifer.

«Bitte schreiben Sie.»

Langsam auf und ab gehend, diktierte Olga die Korrespondenz des Tages. Doch einen Brief schrieb sie mit eigener Hand.

Jake Levitt grinste in seinem schäbigen Zimmer, als er das erwartete Kuvert aufriß.

Sehr geehrter Herr Levitt!

Ich kann mich an die Dame nicht erinnern, die Sie erwähnten, aber ich lerne so viele Menschen kennen, daß mein Gedächtnis zwangsläufig unzuverlässig ist. Ich bin immer gerne bereit, einer Schauspielerkollegin zu helfen, und werde Sie, sofern es Ihnen paßt, heute abend um neun Uhr bei mir zu Hause erwarten. Hochachtungsvoll

Olga Stormer

Levitt nickte anerkennend. Schlau formuliert! Sie gab nichts zu. Nichtsdestotrotz war sie bereit zu verhandeln. Die Goldgrube versprach sich auszuzahlen.

Punkt neun Uhr stand Levitt vor der Wohnung der Schauspielerin und klingelte. Niemand machte auf, und er war schon im Begriff, ein weiteres Mal zu läuten, als er merkte, daß die Tür nicht eingeklinkt war. Er stieß sie auf und trat in den Flur. Rechts von ihm befand sich eine offene Tür, die in ein strahlendhell erleuchtetes Zimmer führte, das ganz in Scharlachrot und Schwarz gehalten war. Levitt ging hinein. Auf dem Tisch unter der Lampe lag ein Blatt Papier, auf dem geschrieben stand:

Bitte warten Sie, bis ich zurückkomme. O. Stormer.

Levitt nahm Platz und wartete. Ein Gefühl des Unbehagens bemächtigte sich seiner. Es war so furchtbar still in der Wohnung. Und diese Stille hatte etwas Unheimliches.

Natürlich war alles in Ordnung, wieso auch nicht? Aber es war so totenstill im Zimmer; und obwohl es so still war, hatte er das komische, mulmige Gefühl, nicht allein zu sein. Lachhaft!

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Und doch verstärkte sich dieser Eindruck immer mehr. Er war nicht allein! Einen Fluch murmelnd, sprang er auf und begann, auf und ab zu gehen. Die Frau mußte jeden Moment zurückkommen und dann - Er stieß einen gedämpften Schrei aus und blieb abrupt stehen. Unter den schwarzen Samtvorhängen, die vor dem Fenster zugezogen waren, ragte eine Hand hervor! Er bückte sich und berührte sie. Kalt, entsetzlich kalt - eine tote Hand.

Mit einem Schrei riß er die Vorhänge zurück. Auf dem Boden lag eine Frau, den einen Arm seitlich ausgestreckt, den anderen gebeugt und mit dem Gesicht nach unten darauf ruhend, im Nacken das zerzauste Gewirr bronzegoldener Haare.

Olga Stormer!

Zitternd umfaßten seine Finger das eiskalte Handgelenk und suchten den Puls. Er glaubte, keinen zu spüren. Sie war tot. Sie war ihm entschlüpft, hatte den einfachsten Ausweg gewählt. Plötzlich blieb sein Blick an den beiden Enden einer roten Kordel hängen, die prächtige Quasten zierten und von der Fülle des Haares halb verdeckt wurden. Er berührte sie vorsichtig; dabei bewegte sich der Kopf, und er erblickte flüchtig das entsetzlich violette

Gesicht. Er sprang mit einem Schrei zurück, und vor seinen Augen drehte sich alles. Irgend etwas stimmte hier

nicht. Der kurze Blick auf das Gesicht, so entstellte es auch war, hatte ihm eines klargemacht. Das war kein Selbstmord, sondern Mord. Die Frau war erdrosselt worden, und - es war nicht Olga Stormer!

Halt! Was war das? Ein Geräusch hinter ihm. Er wirbelte herum und blickte direkt in die erschrocken aufgerissenen Augen eines Dienstmädchens, das sich an die Wand kauerte. Ihr Gesicht war so weiß wie das Häubchen und die Schürze, die sie trug, aber was das faszinierte Grauen in ihren Augen zu bedeuten hatte, verstand er erst, als ihre halblaut ausgestoßenen Worte ihm die Gefahr zu Bewußtsein brachten, in der er schwebte. «Großer Gott! Sie haben sie umgebracht!»

Selbst da begriff er noch nicht ganz. Er erwiderte: «Nein, nein, sie war schon tot, als ich sie fand.»

«Ich hab's mit eigenen Augen gesehen! Sie haben an der Kordel gezogen und sie erdrosselt. Ich hab doch genau gehört, wie sie geröchelt hat.»

Nun brach ihm tatsächlich der Schweiß aus. Hastig rief er sich ins Gedächtnis zurück, was er in den letzten Minuten getan hatte. Sie mußte in dem Moment hereingekommen sein, als er die beiden Enden der Kordel in der Hand hielt; sie hatte die Bewegung des Kopfes gesehen und seinen eigenen Schrei für den des Opfers gehalten. Er starrte sie hilflos an. Es bestand kein Zweifel an dem, was er in ihrem Gesicht sah - panische Angst und Dummheit. Sie würde der Polizei sagen, daß sie gesehen hatte, wie das Verbrechen begangen wurde, und kein Kreuzverhör würde sie davon abbringen können, dessen war er sich sicher. Mit der unerschütterlichen Überzeugung, die Wahrheit zu sagen, würde sie mit ihrem Eid sein Leben verwirken.

Was für eine furchtbare, unvorhergesehene Verkettung unglücklicher Umstände! Doch halt, war es tatsächlich unvorhergesehen? Oder steckte dahinter ein teuflischer Plan? Spontan sagte er, während er sie scharf beobachtete:

«Das ist aber nicht Ihre Herrin.»

Ihre mechanisch gegebene Antwort brachte Licht in die Sache.

«Nein, das ist 'ne andere Schauspielerin, 'ne Freundin von ihr - komische Freundschaft, wo sie sich doch ständig in die Wolle gekriegt ham. Heut' abend sind auch wieder die Fetzen geflogen.»

Eine Falle! Das war ihm jetzt klar. «Wo ist Ihre Herrin?»

«Vor'n paar Minuten weggegangen.»

Eine Falle! Und er war prompt hineingetappt. Ein gerissenes Luder, diese Olga Stormer; sie hatte sich eine Rivalin vom Hals geschafft, und er sollte für die Tat büßen. Mord! O Gott, für Mord wurde man gehenkt. Und dabei war er unschuldig - unschuldig!

Ein leises Rascheln brachte ihn zu sich. Das Dienstmädchen schob sich verstohlen auf die Tür zu. Ihr Verstand begann wieder zu arbeiten. Ihre Augen huschten zum Telefonapparat, dann zurück zur Tür. Er mußte sie unter allen Umständen zum Schweigen bringen. Er hatte keine andere Wahl. Wenn schon hängen, dann wenigstens für ein tatsächliches Verbrechen und nicht für das falsche. Sie hatte keine Waffe, genausowenig wie er. Aber er hatte seine Hände!

Dann machte sein Herz einen Satz. Auf dem Tisch neben ihr, praktisch unter ihrer Hand, lag ein kleiner juwelenbesetzter Revolver. Wenn er den vor ihr erreichen konnte ...

Ihr Instinkt oder seine Augen warnten sie. Sie riß die Waffe an sich, als er losstürzte, und richtete sie auf seine Brust. So ungeschickt sie den Revolver auch hielt, ihr Finger lag am Abzug, und auf diese Entfernung konnte sie ihn nicht verfehlen. Er blieb abrupt stehen. Ein Revolver, der einer Frau wie Olga Stormer gehörte, war mit ziemlicher Sicherheit geladen.

Aber zumindest stand sie nicht mehr direkt zwischen ihm und der Tür. Solange er sie nicht angriff, hatte sie vermutlich nicht den Mut, auf ihn zu schießen. Er mußte es jedenfalls riskieren. Er rannte im Zickzack zur Tür, durch den Flur und zur Wohnungstür hinaus, die er hinter sich zuwarf. Er hörte ihre Stimme schwach und unsicher «Polizei! Mord!» rufen. Sie würde um einiges lauter rufen müssen, bevor sie jemand hörte. Auf jeden Fall hatte er einen Vorsprung. Er lief die Treppe hinunter, die Straße entlang und verlangsamte das Tempo erst, als ein einzelner Fußgänger um die Ecke bog. Sein Plan stand fest: auf dem schnellsten Wege nach Gravesend. Dort lief noch in der gleichen Nacht ein Schiff in entlegenere Gegenden der Welt aus. Er kannte den Kapitän, einen Mann, der gegen ein Entgelt keine Fragen stellen würde. War er erst einmal an Bord und auf See, so war er sicher.

Um elf klingelte Danahans Telefon. Olgas Stimme sagte: «Bereiten Sie bitte einen Vertrag für Miss Ryan vor. Sie übernimmt die zweite Besetzung der Cora. Jeder Widerspruch ist zwecklos. Das bin ich ihr schuldig nach allem, was sie heute abend für mich getan hat! Was?

Ja, ich glaube, das Problem hat sich erledigt. Übrigens, falls sie Ihnen morgen erzählen sollte, daß ich eine glühende Spiritistin bin und sie heute abend in Trance versetzt habe, dann lassen Sie sich bitte nichts anmerken. Wie? K.o.-Tropfen im Kaffee, gefolgt von hypnotisie-

renden Bestreichungen! Anschließend habe ich violette Schminke auf ihr Gesicht aufgetragen und eine Aderpresse an ihrem linken Arm angelegt! Sie verstehen nicht? Nun, dann werden Sie sich bis morgen gedulden müssen. Für Erklärungen habe ich jetzt keine Zeit. Ich muß schleunigst Häubchen und Schürze ablegen, bevor meine gute Maud aus dem Kino zurückkommt. Es gab heute abend nämlich einen <aufregenden Film>, wie sie mir sagte.

Aber die aufregendste Vorstellung überhaupt hat sie verpaßt. Ich habe heute abend die Vorstellung meines Lebens gegeben, Danny. Die Raffinesse hat gesiegt! Jake Levitt ist tatsächlich ein Feigling, und ich, Danny, ich bin eine Schauspielerin!»

Nachwort

The Actress erschien im Mai 1923 im Novel Magazine unter dem Titel A Trap for the Unwary, unter dem sie auch in dem 1990 herausgegebenen Band anlässlich des 200. Geburtstages von Agatha Christie veröffentlicht wurde. Diese Kurzgeschichte veranschaulicht Christies großes Talent, ein bestimmtes Element der Handlung mehrmals zu präsentieren, entweder in der gleichen Form, aber aus einem anderen Blickwinkel, oder mit subtilen, aber bedeutsamen Veränderungen, um so den Leser zu täuschen.

Der kleine Trick in The Actress wird auch in anderen Kurzgeschichten angewandt, insbesondere in der spannenden Miss-Marple-Story. The Affair at the Bungalow (Die seltsame Angelegenheit mit dem Bungalow) aus der 1932 erschienenen Sammlung The Thirteen Problems

(Der Dienstagabend-Club), und in dem Poirot-Roman *Evil under the Sun*; 1941 (Das Böse unter der Sonne).

Die Geschichte erinnert daran, daß Christie auch zu den erfolgreichsten Bühnenaufgebern Englands zählt, obwohl ihr erstes Stück - ein, in ihren Worten, «ungeheuer düsteres Stück, in dem es, wenn ich mich recht entsinne, um Inzest ging» - nie aufgeführt wurde. Ihr eigenes Lieblingsstück war *Witness for the Prosecution*; 1953 (Zeugin der Anklage), aber ihr bekanntestes ist zweifellos *The Mousetrap*; 1952 (Die Mausefalle), das inzwischen seit fast 50 Jahren in London läuft. Während die Handlung von *The Mousetrap* sich auf die Fähigkeit eines Mörders konzentriert, seine potentiellen Opfer zu täuschen, liegt die Stärke als Theaterstück darin, daß Christie genau weiß, wie das Publikum auf das, was es sieht und hört, reagiert, und in ihrer überragenden Fähigkeit, das zu manipulieren, was die Zuschauer als nächstes zu erleben glauben. Nach der Uraufführung von *The Mousetrap* in London schrieb der Kritiker der *Times*, daß «das Stück die besonderen Anforderungen des Theaters in bewundernswerter Weise erfüllt», und wie jeder, der das Stück kennt oder es sorgfältig studiert hat, genau weiß, gibt es tatsächlich einen Schlüssel zu seinem Erfolg, besser gesagt zu dem Erfolg, daß nur wenige den verblüffenden Ausgang vorherzusehen vermögen.

Gratwanderung - *The Edge*

Clare Halliwell ging den kurzen Weg hinunter, der von ihrem Cottage zum Gartentor führte. Über ihrem Arm hing ein Korb, und in dem Korb befanden sich eine Fische Suppe, ein Glas selbstgemachtes Gelee sowie einige Weintrauben. Es gab nicht viele Bedürftige im Dörfchen Daymer's End, aber die wenigen, die es gab, wurden gewissenhaft versorgt, und Clare war eine der Tüchtigsten in der Gemeindepflege.

Clare Halliwell war zweiunddreißig. Sie hatte eine aufrechte Körperhaltung, eine gesunde Gesichtsfarbe und hübsche braune Augen. Sie war nicht schön, aber sie sah frisch und sympathisch und sehr englisch aus. Alle mochten sie und sagten, sie sei eine patente Person. Seit dem Tod ihrer Mutter vor zwei Jahren lebte sie mit ihrem Hund Rover allein in dem Cottage. Sie hielt Geflügel und liebte Tiere und körperliche Betätigung an der frischen Luft.

Gerade als sie das Gartentor aufklinkte, sauste ein Zweisitzer vorbei, dessen Fahrerin, eine junge Frau mit einem roten Hut, grüßend die Hand hob. Clare winkte zurück, doch sie spürte wieder diesen Stich ins Herz, den es ihr jedesmal gab, wenn sie Vivien Lee sah. Gerald's Frau!

Medenham Grange, das nur eine Meile außerhalb des Dorfes lag, gehörte seit vielen Generationen den Lees. Sir Gerald Lee, der derzeitige Besitzer, war ein Mann, der älter wirkte, als er war, und von vielen für steif gehalten wurde. Hinter seinem gesetzten Gehabe verbarg sich

jedoch große Schüchternheit. Er und Clare hatten als Kinder zusammen gespielt.

Später waren sie befreundet gewesen, und viele hatten fest mit einer engeren und innigeren Verbindung gerechnet - einschließlich, wie man wohl sagen darf, Clare selbst. Natürlich hatte es keine Eile damit, aber eines Tages ... Dabei beließ sie es. Eines Tages ...

Doch dann, vor einem knappen Jahr, war das Dorf von der Nachricht von Sir Gerald's Vermählung mit einer Miss Harper überrascht worden - einer jungen Frau, von der noch nie jemand gehört hatte!

Die neue Lady Lee war im Dorf nicht beliebt gewesen. Sie interessierte sich nicht im mindesten für die Belange der Kirchengemeinde, fand die Jagd langweilig und haßte das Landleben und sportliche Betätigung im Freien. Manch einer schüttelte sein weises Haupt und fragte sich, wie das wohl enden würde. Der Grund für Sir Gerald's Vernarrtheit lag auf der Hand. Vivien war eine Schönheit. Von Kopf bis Fuß war sie das krasse Gegenteil von Clare Halliwell: klein, zierlich, elfenhaft, mit rotgoldnem Haar, das sich bezaubernd über ihren hübschen Ohren kräuselte, und großen veilchenblauen Augen, die wie selbstverständlich aufreizende Seitenblicke abschießen konnten.

Gerald Lee, in seiner männlichen Einfalt, war viel daran gelegen gewesen, daß seine Frau und Clare gute Freundinnen wurden. Clare war häufig zum Dinner in Medenham Grange eingeladen, und Vivien wußte geschickt den Anschein inniger Vertrautheit zu erwecken, wann immer sie sich sahen. Folglich ihr fröhlicher Gruß an diesem Morgen.

Clare setzte ihren Weg fort und erledigte, was sie sich vorgenommen hatte. Auch der Vikar machte gerade ei-

nen Besuch bei der besagten alten Frau, und so gingen er und Clare ein Stück zusammen, bevor sich ihre Wege trennten. Sie blieben einen Moment stehen, um Angelegenheiten der Kirchengemeinde zu besprechen.

«Jones ist leider Gottes wieder rückfällig geworden», sagte der Vikar. «Und dabei war ich so zuversichtlich, nachdem er freiwillig, aus eigenem Antrieb, gelobt hatte, sich des Alkohols zu enthalten.»

«Widerwärtig», sagte Clare scharf.

«So scheint es uns», sagte Mr. Wilmot, «aber wir müssen immer daran denken, wie schwer es ist, uns in seine Lage zu versetzen und diese besondere Anfechtung nachzuempfinden. Das Verlangen nach Alkohol ist uns unerklärlich, aber wir alle sind Anfechtungen ausgesetzt und wissen daher, was das heißt.»

«Das mag schon sein», sagte Clare unsicher. Der Vikar sah sie an.

«Einige von uns haben das Glück, sehr selten in Versuchung geführt zu werden», sagte er sanft. «Aber selbst für diese Menschen kommt einmal die Stunde der Bewährung. Wachtet und betet, daß ihr nicht in Versuchung geratet.»

Dann verabschiedete er sich von ihr und ging flotten Schrittes davon. Clare setzte nachdenklich ihren Weg fort und wäre kurz darauf beinahe mit Sir Gerald Lee zusammengestoßen.

«Hallo, Clare. Ich hatte gehofft, dich zu treffen. Du scheinst gesund und munter zu sein. Hast ja richtig Farbe bekommen.»

Die Farbe war eine Minute vorher noch nicht vorhanden gewesen. Lee fuhr fort:

«Wie gesagt, ich hatte gehofft, dich zu treffen. Vivien muß für das Wochenende nach Bournemouth. Ihrer Mut-

ter geht es nicht besonders. Kannst du vielleicht am Dienstag zum Abendessen kommen statt heute?»

«Aber ja! Der Dienstag paßt mir genausogut.» «Das wäre also geklärt. Großartig. Ich muß weiter.» Clare ging nach Hause, wo ihr treues Dienstmädchen sie bereits auf den Stufen vor der Haustür erwartete. «Da sind Sie ja, Miss. Was für eine Aufregung! Jemand hat Rover heimgebracht. Er ist heute vormittag weggelaufen, und da hat ihn doch glatt ein Auto überfahren.» Clare eilte an die Seite ihres Hundes. Sie mochte Tiere, und Rover war ihr besonderer Liebling. Sie tastete nacheinander seine Beine ab und strich dann mit den Händen über seinen Körper. Er winselte ein- oder zweimal und leckte ihre Hand.

«Falls er ernste Verletzungen hat, dann innere», sagte sie schließlich. «Knochen scheinen jedenfalls keine gebrochen zu sein.»

«Sollen wir den Tierarzt holen, Miss?»

Clare schüttelte den Kopf. Sie hatte wenig Zutrauen zum örtlichen Tierarzt.

«Wir warten bis morgen ab. Er scheint keine großen Schmerzen zu haben, und sein Zahnfleisch hat eine gesunde Farbe, so daß es keine starken inneren Blutungen geben dürfte.

Wenn er mir morgen früh nicht gefällt, fahre ich mit ihm nach Skippington, damit Reeves ihn sich ansieht. Er ist bei weitem der Beste.»

Am nächsten Tag schien Rover schwächer zu sein, und so führte Clare ihr Vorhaben pflichtbewußt aus. Das Städtchen Skippington lag etwa vierzig Meilen entfernt, was eine längere Fahrt mit dem Wagen bedeutete, aber Reeves, der dortige Tierarzt, wurde weit und breit gerühmt.

Er diagnostizierte innere Verletzungen, äußerte sich jedoch zuversichtlich, was die Heilung betraf, und so ließ Clare ihren Hund beruhigt in seiner Obhut zurück.

Es gab nur ein einziges annehmbares Hotel in Skippington, das County Arms. Es wurde hauptsächlich von Handlungsreisenden frequentiert, da die Umgebung von Skippington Jagdliebhabern nichts zu bieten hatte und der Ort für Autofahrer zu sehr abseits der Fernstraßen lag. Das Mittagessen wurde erst ab ein Uhr serviert, und da bis zur vollen Stunde noch ein paar Minuten fehlten, vertrieb sich Clare die Zeit damit, einen Blick in das ausliegende Gästebuch zu werfen.

Plötzlich stieß sie einen erstickten Schrei aus. Diese Handschrift kannte sie doch, diese Schleifen und Kringel und Schnörkel! Sie hatte diese Schrift immer für unverwechselbar gehalten. Selbst jetzt hätte sie schwören können - aber das war natürlich völlig ausgeschlossen. Vivien Lee war in Bournemouth. Der Eintrag selbst bewies, daß es ausgeschlossen war: Mr. und Mrs. Cyril Brown, London.

Aber unwillkürlich kehrten ihre Augen wieder und wieder zu der geschwungenen Handschrift zurück, und einer plötzlichen Regung folgend, die sie selbst nicht ganz verstand, fragte sie die Frau am Empfang unvermittelt:

«Diese Mrs. Cyril Brown. Könnte es sein, daß ich sie kenne?»

«Eine kleine Frau? Rötliches Haar? Sehr hübsch. Sie kam in einem roten Zweisitzer, Madam. Einem Peugeot, glaube ich.»

Dann war sie es! Eine zufällige Übereinstimmung wäre zu erstaunlich gewesen. Wie in einem Traum hörte sie die Frau weitersprechen:

«Sie waren vor gut einem Monat schon einmal für ein Wochenende hier, und es hat ihnen so gefallen, daß sie wiedergekommen sind. Frisch verheiratet, nehme ich an.»

Clare hörte sich sagen: «Vielen Dank. Dann wird es wohl kaum meine Freundin sein.»

Ihre Stimme klang fremd, als würde sie einer anderen gehören. Kurz darauf saß Clare im Speisesaal und aß ruhig ihr kaltes Roastbeef, während die widersprüchlichsten Gedanken und Gefühle durch ihren Kopf schossen.

Für sie bestand nicht der geringste Zweifel. Sie hatte Vivien schon bei der ersten Begegnung richtig eingeschätzt. Vivien war so eine. Sie fragte sich flüchtig, wer der Mann war. Jemand, den Vivien vor ihrer Heirat gekannt hatte? Höchstwahrscheinlich, aber das war unwichtig - wichtig war nur Gerald!

Wie sollte sie, Clare, sich gegenüber Gerald verhalten? Er mußte es doch erfahren - er musste es ganz gewiß erfahren. Es war nur ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihn aufzuklären. Sie hatte Viviens Geheimnis durch Zufall entdeckt, aber sie durfte keine Zeit verlieren, Gerald mit den Tatsachen bekanntzumachen. Sie war Gerald's Freundin, nicht Viviens.

Aber es war ihr nicht ganz wohl dabei. Ihr Gewissen war nicht besänftigt. Auf den ersten Blick waren ihre Überlegungen richtig, aber Pflichtbewußtsein und Neigung kamen sich bedenklich entgegen. Sie gestand sich ein, daß sie Vivien nicht leiden konnte. Falls Gerald

Lee sich scheiden ließ - und Clare zweifelte nicht im mindesten daran, daß er genau das tun würde, da er ein Mann mit einem geradezu fanatischen Ehrgefühl war -, dann, ja dann war der Weg frei, und Gerald würde zu ihr kommen. Die Deutlichkeit dieser Aussage ließ sie pein-

lich berührt zurückschrecken. Ihr Vorhaben erschien ihr plötzlich schändlich und gemein.

Persönliche Gefühle spielten eine allzu große Rolle, Sie konnte sich ihrer eigenen Motive nicht völlig sicher sein. Clare war im Grunde ein hochherziger, gewissenhafter Mensch. Und so bemühte sie sich nun aufrichtig, herauszufinden, was ihre Pflicht war. Sie wollte wie immer das Richtige tun. Aber was war in diesem Fall richtig? Was falsch?

Durch puren Zufall war sie in den Besitz von Fakten gelangt, die das Leben des Mannes, den sie liebte, und der Frau, die sie haßte und - warum es nicht offen zugeben? - auf die sie zutiefst eifersüchtig war, entscheidend berührten. Sie konnte diese Frau ruinieren. Aber hatte sie das Recht dazu?

Clare hatte sich stets von dem böswilligen Klatsch und Tratsch ferngehalten, der ein unvermeidlicher Bestandteil des dörflichen Lebens ist. Doch nun hatte sie das widerwärtige Gefühl, selbst einem dieser Lastermäuler zu gleichen, für die sie immer nur Verachtung übrig gehabt hatte.

Plötzlich schossen ihr die Worte des Vikars durch den Sinn:

«Selbst für diese Menschen kommt einmal die Stunde der Bewährung. »

War dies ihre Stunde? War dies ihre Versuchung? Hatte sich die Anfechtung, heimtückisch als Pflicht verkleidet, eingestellt? Sie war Clare Halliwell, eine Christin, voller Nächstenliebe und Barmherzigkeit gegenüber jedermann - auch Frauen. Falls sie Gerald informieren wollte, mußte sie absolut sicher sein, daß sie sich von keinerlei persönlichen Motiven leiten ließ. Einstweilen würde sie nichts sagen.

Sie bezahlte die Rechnung für das Mittagessen und trat die Heimfahrt an, erfaßt von einem unbeschreiblichen Gefühl der Erleichterung. Sie war sogar glücklicher, als sie es seit langem gewesen war. Sie war froh, daß sie die Kraft besessen hatte, der Versuchung zu widerstehen, die Kraft, nichts Niederträchtiges oder Unwürdiges zu tun. Nur ganz kurz schoß es ihr durch den Kopf, daß es vielleicht das Gefühl der Macht war, das ihre Stimmung so gehoben hatte, doch sie verbannte diesen Gedanken als abwegig.

Am Dienstag abend stand ihr Entschluß fest. Von ihr würde Gerald es nicht erfahren. Sie mußte Stillschweigen bewahren. Ihre heimliche Liebe zu Gerald machte es ihr unmöglich zu sprechen. Ausgesprochen hochherzig, diesen Standpunkt zu vertreten? Vielleicht; aber es war der einzige, der für sie in Frage kam.

Sie traf in ihrem kleinen Wagen in Medenham Grange ein. Sir Gerald's Chauffeur stand an der Haustür, um das Auto in die Garage zu fahren, nachdem sie ausgestiegen war, denn es war ein regnerischer Abend. Er war gerade abgefahren, als Clare die Bücher einfielen, die sie ausgeliehen und mitgebracht hatte, um sie zurückzugeben. Sie rief dem Chauffeur nach, doch dieser hörte sie nicht. Der Butler lief hinaus und folgte dem Wagen.

Somit stand Clare einige Minuten allein in der Halle, direkt vor der Tür zum Salon, die der Butler bereits aufgeklinkt hatte, um den Gast anzukündigen. Die im Zimmer Versammelten wußten jedoch nichts von Clares Ankunft, und so kam es, daß Viviens hohe Stimme – nicht gerade die Stimme einer Dame – laut und deutlich zu hören war.

«Ach, wir warten nur noch auf Clare Halliwell. Sie kennen sie bestimmt – lebt drüben im Ort – ist angeblich

eine von den Dorfschönen, in Wahrheit aber furchtbar unattraktiv. Sie hat alles versucht, um sich Gerald zu angeln, aber er wollte nichts von ihr wissen.»

«O doch, mein Schatz», sagte sie als Antwort auf den leisen Protest ihres Mannes, «das hat sie, auch wenn du dir dieser Tatsache vielleicht nicht bewußt bist, aber sie hat wirklich ihr möglichstes getan. Die arme alte Clare! Eine gute Seele, aber so schrecklich hausbacken!»

Clares Gesicht wurde leichenblaß, und ihre am Körper herabhängenden Hände ballten sich vor Wut, einer Wut, wie Clare sie noch nie empfunden hatte. In diesem Moment hätte sie Vivien Lee umbringen können. Nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihr, die Beherrschung wiederzugewinnen. Dies und der noch vage Gedanke, daß es in ihrer Macht stand, Vivien für diese grausamen Worte zu bestrafen.

Der Butler war mit den Büchern zurückgekommen. Er machte die Tür auf, kündigte Clare an, und schon im nächsten Moment begrüßte sie ein Zimmer voller Leute auf ihre übliche freundliche Art.

Vivien, die ein elegantes Kleid in einem dunklen Burgunderrot trug, das ihre blasse Zartheit unterstrich, war besonders liebevoll und überschwenglich. Clare lasse sich ja viel zu selten bei ihnen blicken. Sie, Vivien, wolle jetzt Golf spielen lernen, und Clare müsse sie unbedingt auf den Golfplatz begleiten.

Gerald war sehr aufmerksam und zuvorkommend. Obwohl er keine Ahnung hatte, daß Clare die Worte seiner Frau mitangehört hatte, hatte er das unbestimmte Gefühl, diese wiedergutmachen zu müssen. Er hatte Clare sehr gern und wünschte, Vivien würde nicht derartige Sachen sagen. Er und Clare waren Freunde gewesen, mehr nicht - und falls er im stillen den leisen Verdacht hegte, daß er

in diesem Punkt der Wahrheit auswich, so wies er ihn weit von sich.

Nach dem Dinner kam das Gespräch auf Hunde, und Clare erzählte von Revers Unfall. Sie wartete bewußt, bis eine Gesprächspause eintrat, und sagte dann:

«... und so bin ich am Sonnabend mit ihm nach Skip-pington gefahren.»

Sie hörte, wie Vivien Lees Kaffeetasse plötzlich laut gegen die Untertasse schlug, aber sie sah sie nicht an - noch nicht.

«Damit Reeves ihn untersucht?»

«Ja. Er wird sicher wieder gesund. Danach habe ich im County Arms zu Mittag gegessen. Ein recht anständiges kleines Lokal.» Sie wandte sich jetzt direkt an Vivien. «Warst du schon einmal da?»

Falls sie noch Zweifel gehabt hatte, so wurde nun auch der letzte beseitigt. Viviens Antwort kam prompt - in stammelnder Hast.

«Ich? Oh! N-nein, nein.»

In ihren Augen lag Furcht. Sie waren groß und dunkel vor Angst, als sie Clares Blick begegneten. Clares Augen verrieten nichts. Sie waren ruhig, forschend. Niemand hätte sich träumen lassen, welch intensives Hochgefühl sich hinter ihnen verbarg. In diesem Moment verzieh Clare Vivien beinahe die Worte, die sie bei ihrer Ankunft mitangehört hatte. Sie wurde in diesem Moment von einem solchen Gefühl der Macht erfaßt, daß ihr beinahe schwindelig geworden wäre. Sie hatte Vivien Lee völlig in ihrer Gewalt.

Am Tag darauf erhielt sie von der anderen einen Brief. Ob Clare Lust hätte, am Nachmittag zum Tee zu kommen, nur sie beide? Clare lehnte ab.

Dann sprach Vivien persönlich vor. Zweimal kam sie zu einer Zeit, zu der Clare eigentlich zu Hause sein mußte. Beim ersten Mal war Clare tatsächlich ausgegangen; beim zweiten Mal schlüpfte sie durch die Hintertür hinaus, als sie Vivien den Weg heraufkommen sah.

«Sie ist sich noch nicht sicher, ob ich Bescheid weiß oder nicht», sagte sie bei sich. «Sie will sich Klarheit verschaffen, ohne sich zu kompromittieren. Aber das wird ihr nicht gelingen - nicht bevor ich dazu bereit bin.»

Clare wußte selbst nicht genau, worauf sie wartete. Sie hatte beschlossen, Stillschweigen zu bewahren - das war der einzige anständige und ehrenhafte Weg. Ganz besonders tugendhaft fühlte sie sich, wenn sie an die ungeheuerliche Provokation dachte, die ihr zuteil geworden war. Nachdem sie zufällig mitangehört hatte, wie Vivien hinter ihrem Rücken von ihr sprach, hätte ein weniger charakterfester Mensch, wie sie fand, seine guten Vorsätze wohl aufgegeben.

Am Sonntag ging sie zweimal in die Kirche. Zuerst in den Frühgottesdienst, den sie gestärkt und innerlich erbaut verließ. Persönliche Gefühle sollten bei ihr kein Gewicht haben - nichts Gemeines oder Kleinliches sie leiten. Später besuchte sie auch die Morgenmesse. Mr. Wilnot predigte über das berühmte Gebet des Pharisäers. Er schilderte das Leben dieses Mannes, eines guten Mannes, einer Säule der Kirche. Und er beschrieb den langsamen, schleichenden Gifthauch des geistigen Hochmuts, der alles, was dieser Mann war, entstellte und besudelte.

Clare hörte nicht sehr aufmerksam zu. Vivien saß in der großen viereckigen Kirchenbank der Familie Lee, und Clare wußte instinktiv, daß die andere entschlossen war, sie nach der Messe zu fassen zu bekommen.

Und so war es auch. Vivien schloß sich Clare an, begleitete sie nach Hause und fragte, ob sie hereinkommen dürfe. Clare sagte selbstverständlich ja. Sie setzten sich in Clares kleines Wohnzimmer mit den bunten Blumen und den altmodischen Chintzmöbeln. Vivien sprach zusammenhanglos und abgehackt.

«Ich war letztes Wochenende übrigens in Bourne-mouth», sagte sie unvermittelt.

«Gerald hatte es erwähnt», sagte Clare.

Sie sahen sich an. Vivien wirkte heute geradezu unattraktiv. Ihr Gesicht hatte etwas Scharfes, Verschlagenes, das ihm einen Großteil seines Reizes nahm.

«Als du in Skippington warst ... » begann Vivien. «Als ich in Skippington war?» wiederholte Clare.

«Du hast von einem kleinen Hotel dort gesprochen.»
«Das County Arms. Ja. Du sagtest, dass du es nicht kennst.»

«Ich - ich war schon einmal da.»

«Ach!»

Sie brauchte nur still zu sein und abzuwarten. Vivien war absolut unfähig, irgendeiner Belastung standzuhalten. Schon jetzt begann sie, darunter zusammenzubrechen. Plötzlich beugte sie sich vor und sagte hitzig:

«Du magst mich nicht. Du hast mich nie gemocht. Du hast mich immer gehaßt. Es macht dir Spaß, jetzt Katz und Maus mit mir zu spielen. Du bist grausam - ja, grausam. Und darum habe ich Angst vor dir, weil du im Grunde deiner Seele grausam bist.»

«Wirklich, Vivien!» sagte Clare scharf.

«Du weißt es, habe ich recht? Ich sehe genau, daß du Bescheid weißt. Du hast es schon an dem Abend gewußt - als du Skippington erwähnt hast. Du bist irgendwie dahintergekommen.

Nun, ich will wissen, was du diesbezüglich zu tun gedenkst. Was genau gedenkst du zu tun?»

Clare gab geraume Zeit keine Antwort, so daß Vivien aufsprang.

«Was gedenkst du zu tun? Ich muß es wissen. Oder willst du etwa abstreiten, daß du Bescheid weißt?»

«Ich habe nicht die Absicht, irgend etwas abzustreiten», sagte Clare kalt.

«Hast du mich an dem Tag dort gesehen?»

«Nein. Ich sah deine Handschrift im Gästebuch - Mr. und Mrs. Cyril Brown.»

Vivien wurde dunkelrot.

«Inzwischen», fuhr Clare ruhig fort, «habe ich Erkundigungen eingezogen. Ich stellte fest, daß du an dem besagten Wochenende nicht in Bournemouth warst. Deine Mutter hatte gar nicht nach dir geschickt. Genau das gleiche geschah etwa sechs Wochen davor.»

Vivien ließ sich wieder auf das Sofa sinken. Sie brach in heftiges Weinen aus, das Weinen eines verängstigten Kindes.

«Was willst du tun?» stieß sie hervor. «Willst du es Gerald sagen?»

«Das weiß ich noch nicht», sagte Clare.

Sie war ganz ruhig, fühlte sich allmächtig. Vivien setzte sich auf und strich sich die roten Locken aus der Stirn.

«Soll ich dir alles erzählen?»

«Das wäre vielleicht durchaus angebracht.»

Vivien breitete die ganze Geschichte vor ihr aus. Sie war rückhaltlos offen. Cyril «Brown» war Cyril Haviland, ein junger Ingenieur, mit dem sie zuvor verlobt gewesen war. Er wurde krank und verlor seine Stellung, woraufhin er, ohne lange zu fackeln, der mittellosen Vivien den Laufpaß gab und eine reiche Witwe heiratete,

die sehr viel älter war als er. Bald darauf heiratete Vivien dann Gerald Lee.

Sie hatte Cyril rein zufällig wiedergetroffen. Auf diese erste Begegnung folgten viele weitere. Cyril hatte inzwischen, mit Hilfe des Geldes seiner Frau, Karriere gemacht und war im Begriff, eine bekannte Persönlichkeit zu werden. Es war eine schmutzige Geschichte, eine Geschichte von heimlichen Treffen, endlosen Lügen und Täuschungen.

«Ich liebe ihn so sehr», wiederholte Vivien immer wieder mit einem Stöhnen, und jedes Mal bereiteten die Worte Clare körperliche Übelkeit. Endlich fand das gestammelte Geständnis ein Ende. Vivien murmelte verzagt: «Und jetzt?»

«Was ich jetzt tun werde?» fragte Clare. «Das kann ich dir nicht sagen. Ich brauche Zeit, um darüber nachzudenken.»

«Du wirst Gerald doch nichts verraten?»

«Vielleicht ist es meine Pflicht, ihn zu unterrichten.»
«Nein, nein!» Viviens Stimme erhob sich zu einem hysterischen Kreischen. «Er wird sich von mir scheiden lassen. Er wird mich mit keinem Wort anhören. Er wird sich im Hotel erkundigen, und dann wird Cyril hineingezogen. Und dann wird sich seine Frau von ihm scheiden lassen. Alles wird zerstört sein - seine Karriere, seine Gesundheit. Er wird wieder ohne einen Penny dastehen. Das würde er mir nie verzeihen - niemals!»

«Verzeih, wenn ich das sage», sagte Clare, «aber ich hakte nicht viel von deinem Cyril.»

Vivien hörte ihr nicht zu.

«Ich sage dir, er wird mich hassen - mich hassen! Und das ertrage ich nicht. Sag Gerald nichts! Ich tue alles, was du willst, aber sag Gerald nichts.»

«Ich brauche Zeit, um es mir zu überlegen», sagte Clare ernst. «Auf Anhieb kann ich nichts versprechen. In der Zwischenzeit darfst du dich nicht mehr mit Cyril treffen.»

«Nein, nein, ganz bestimmt nicht. Ich schwöre es.»
«Wenn ich weiß, was das Richtige ist», sagte Clare, lasse ich es dich wissen.»

Sie stand auf. Vivien schlich sich geradezu verstohlen aus dem Haus und blickte mehrmals über die Schulter zurück.

Clare rümpfte angewidert die Nase. Eine abscheuliche Geschichte. Würde Vivien ihr Versprechen, Cyril nicht wiederzusehen, halten? Wahrscheinlich nicht. Sie war schwach - durch und durch korrupt.

Nachmittags machte Clare einen langen Spaziergang. Es gab einen Pfad, der durch das grasbedeckte Hüggelland längs der Küste führte. Zur Linken fiel das Gelände sanft zum Meer hinunter ab, während der Pfad sich stetig nach oben schlängelte. In der Gegend war er als «der Steilweg» bekannt. Obwohl auf dem Pfad selbst keine Gefahr bestand, war es durchaus riskant, ihn zu verlassen. Die heimtückischen sanften Hänge konnten gefährlich sein. Clare hatte hier einmal einen Hund verloren. Das Tier war über das glatte Gras gerannt, hatte zuviel Tempo bekommen, hatte nicht mehr anhalten können und war über den Rand der Steilküste gestürzt und drunten auf den scharfen Felsen zerschmettert worden.

Der Nachmittag war klar und heiter. Von tief unten drang das Rauschen des Meeres wie ein beruhigendes Gemurmel herauf. Clare setzte sich in das kurze grüne Gras und blickte hinaus aufs blaue Meer. Sie mußte sich mit dieser Sache auseinandersetzen. Wie sollte sie sich verhalten?

Sie dachte mit einem gewissen Abscheu an Vivien. Wie sie zusammengebrochen war, wie kläglich sie kapituliert hatte! Clare fühlte Verachtung in sich aufsteigen. Das Mädchen hatte keinen Mumm - kein Rückgrat!

Dennoch, und trotz ihrer Abneigung gegen Vivien, beschloß Clare, sie vorläufig weiter zu schonen. Als sie nach Hause kam, schrieb sie ihr einige Zeilen, um ihr mitzuteilen, daß sie, obgleich sie für die Zukunft nichts Definitives versprechen könne, beschlossen habe, einstweilen Stillschweigen zu bewahren.

In Daymer's End ging das Leben seinen gewohnten Gang. Allerdings bemerkte man im Ort, daß Lady Lee alles andere als gesund aussah. Clare Halliwell dagegen blühte auf. Ihre Augen waren strahlender, sie trug den Kopf höher, und sie trat selbstbewußter und sicherer auf. Sie und Lady Lee trafen sich häufig, und dabei fiel allgemein auf, daß die jüngere Frau mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit an den Lippen der älteren hing. Gelegentlich machte Miss Halliwell eine Bemerkung, die etwas dunkel schien - wenig Bezug zu dem momentanen

Gesprächsthema hatte. So konnte es passieren, daß sie plötzlich sagte, sie habe in letzter Zeit in vielen Dingen ihre Meinung geändert - daß es seltsam sei, wie sehr eine Kleinigkeit den eigenen Standpunkt verändern könne. Man sei viel zu sehr geneigt, Mitleid walten zu lassen, was aber völlig falsch sei. Wenn sie derartige Dinge sagte, pflegte sie Lady Lee eigentümlich anzusehen, und diese wurde plötzlich ganz blaß und wirkte fast verängstigt.

Mit der Zeit fielen diese kleinen Spitzfindigkeiten weniger auf. Clare fuhr zwar fort, derartige Bemerkungen zu machen, aber sie schienen Lady Lee weniger zu be-

rühren. Sie begann ihr Aussehen und ihren Elan wiederzuerlangen. Ihre alte fröhliche Art kehrte zurück.

Als Clare eines Morgens ihren Hund ausführte, begegnete sie unterwegs Gerald. Dessen Spaniel verbrüdete sich mit Rover, während sein Herrchen sich mit Clare unterhielt.

«Schon das Neueste gehört?» erkundigte er sich lebhaft. «Vivien hat es dir sicher erzählt.»

«Was denn? Vivien hat nichts Besonderes erwähnt.»
«Wir gehen für ein Jahr ins Ausland - vielleicht auch für länger. Vivien hat das Haus hier satt. Du weißt ja, daß sie sich nie etwas daraus gemacht hat.» Er seufzte, wirkte einen Moment lang niedergeschlagen. Gerald Lee war sehr stolz auf seinen Landsitz. «Jedenfalls habe ich ihr eine Abwechslung versprochen. Ich habe eine Villa in der Nähe von Algier gemietet. Es soll da sehr schön sein, wie man hört.» Er lachte leicht verlegen. «Eine Art zweite Flitterwochen, was?»

Clare war zunächst unfähig, ein Wort herauszubringen. Etwas schien in ihr hochzusteigen und sie zu ersticken. Sie sah die weißen Mauern der Villa vor sich, die Orangenbäume, roch die liebliche parfümierte Luft des Südens. Zweite Flitterwochen! Sie wollten sich aus dem Staub machen. Vivien glaubte ihren Drohungen nicht mehr. Sie wollte weg, wollte unbekümmert, fröhlich, glücklich sein.

Clare hörte ihre eigene Stimme, etwas rauher als sonst, die passenden Worte sagen. Wie schön! Wie sie die beiden beneidete!

Glücklicherweise beschlossen Rover und der Spaniel genau in diesem Moment, sich nicht länger zu vertragen. Die darauffolgende Balgerei machte eine weitere Unterhaltung unmöglich.

Am Nachmittag setzte sich Clare hin und schrieb Vivien einen kurzen Brief. Sie bat sie, sich am nächsten Tag mit ihr auf dem Steilweg zu treffen, da sie ihr etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe.

Der Morgen darauf war heiter und wolkenlos. Clare ging den steilen Pfad hinauf, und ihr war leicht ums Herz. Was für ein herrlicher Tag! Sie war froh, daß sie sich entschlossen hatte, das, was gesagt werden mußte, im Freien zu sagen, anstatt in ihrem stickigen kleinen Wohnzimmer. Es tat ihr zwar leid wegen Vivien, aber es mußte sein.

Weiter oben neben dem Pfad sah sie einen gelben Fleck, ähnlich einer gelben Blume. Als sie näher kam, verwandelte er sich in Vivien, die in einem gelben Strickkleid im kurzen Gras saß, die Arme um die Knie geschlungen.

«Guten Morgen», sagte Clare. «Ist das nicht ein herrlicher Tag?»

«Tatsächlich?» sagte Vivien. «Darauf hatte ich gar nicht geachtet. Was wolltest du mir sagen?»

Clare ließ sich neben ihr ins Gras fallen.

«Ich bin ganz außer Atem», sagte sie entschuldigend. «Es ist ziemlich steil hier herauf.»

«Verdammt noch mal!» kreischte Vivien. «Warum sagst du es nicht frei heraus, du hinterhältiges Luder, statt mich derart zu quälen?»

Clare schien schockiert zu sein, so daß Vivien eilends einen Rückzieher machte.

«Das war nicht so gemeint. Es tut mir leid, Clare. Ehrlich. Aber ich bin mit den Nerven am Ende, und du sitzt da und sprichst über das Wetter! Da habe ich eben die Fassung verloren.»

«Du wirst noch einen Nervenzusammenbruch bekommen, wenn du nicht aufpaßt», sagte Clare kalt. Vivien lachte kurz auf.

«Und hinunterspringen? Nein, das ist nicht meine Art. Ich werde nicht durchdrehen. Also, worum geht es?» Clare schwieg einen Moment und sagte dann, den Blick nicht auf Vivien, sondern unverwandt hinaus aufs Meer gerichtet:

«Ich hielt es nur für fair, dir mitzuteilen, daß ich nicht länger Stillschweigen bewahren kann über - über das, was letztes Jahr vorgefallen ist.»

«Heißt das, du wirst Gerald die ganze Geschichte erzählen?»

«Sofern du sie ihm nicht selbst erzählst. Was bei weitem das Beste wäre.»

Vivien lachte höhnisch.

«Du weißt ganz genau, daß ich nicht den Mumm dazu habe.»

Clare widersprach ihr nicht. Dazu kannte sie Viviens feigen Charakter viel zu gut.

«Es wäre bei weitem das Beste», sagte sie noch einmal. Wieder stieß Vivien dieses kurze, häßliche Lachen aus. «Vermutlich zwingt dich dein edles Gewissen dazu», sagte sie abfällig.

«Für dich mag es seltsam klingen», sagte Clare ruhig, «aber genau so ist es.»

Viviens weißes, unbewegtes Gesicht starrte sie an. «Mein Gott!» sagte sie. «Du scheinst das allen Ernstes zu glauben. Du glaubst tatsächlich, daß das der Grund ist.»

«Das ist der Grund.»

«O nein. Wenn es so wäre, dann hättest du längst gehandelt - schon vor langer Zeit. Warum hast du es nicht getan? Nein, antworte nicht. Ich will es dir sagen. Weil es

dir Spaß gemacht hat, mich in der Hand zu haben. Das ist der Grund. Du wolltest mich auf die Folter spannen, mich schmoren und zappeln lassen. Du hast Dinge gesagt - gemeine Dinge -, nur um mich zu

quälen und mich ständig im ungewissen zu lassen. Und so war es auch, bis ich mich daran gewöhnte.»

«Du mußt dich sicher fühlen», sagte Clare.

«Und das hast du gemerkt, stimmt's? Aber selbst da hast du dich zurückgehalten und dein Gefühl der Macht ausgekostet. Aber daß wir von hier weggehen, dir entweichen, vielleicht sogar glücklich sein werden - das konntest du um keinen Preis ertragen. Also regt sich passenderweise dein Gewissen!»

Sie hielt keuchend inne. Clare sagte, noch immer ganz ruhig:

«Ich kann dich nicht daran hindern, derart abstruse Dinge zu sagen; aber ich kann dir versichern, daß sie aus der Luft gegriffen sind.»

Vivien drehte sich abrupt zu ihr um und packte ihre Hand.

«Clare - um Himmels willen! Ich habe alles getan, was du verlangt hast! Ich habe Cyril nicht wiedergesehen - ich schwöre es!»

«Das hat nichts damit zu tun.»

«Clare - hast du denn gar kein Mitleid, gar keine Herzengüte? Ich flehe dich auf Knien an.»

«Du mußt es Gerald sagen. Wenn du ihm alles erzählst, wird er dir vielleicht verzeihen.»

Vivien lachte höhnisch.

«Du müßtest Gerald eigentlich besser kennen. Er wird toben und auf Rache sinnen. Er wird es mich büßen lassen - er wird es Cyril büßen lassen. Und das ertrage ich nicht. Sieh mal, Clare, er kommt beruflich gerade so gut

voran. Er hat etwas erfunden - ich verstehe nichts davon, aber es ist irgendeine Maschine, die ein ungeheurer Erfolg werden könnte. Er arbeitet noch daran, das Geld dafür gibt ihm natürlich seine Frau. Aber sie ist argwöhnisch, eifersüchtig. Wenn sie es erfährt, und sie wird es erfahren, falls Gerald die Scheidung einreicht, dann macht sie Schluß mit Cyril - mit seiner Arbeit, mit allem. Cyril wäre ruiniert.»

«Ich denke dabei nicht an Cyril», sagte Clare. «Ich denke an Gerald. Warum denkst du nicht auch einmal ein klein wenig an ihn?»

«Gerald! An dem liegt mir nicht» - sie schnippte mit den Fingern - «so viel! Ich habe mir nie etwas aus ihm gemacht. Warum es nicht offen aussprechen? Aber an Cyril liegt mir sehr viel. Ich bin schlecht, durch und durch korrupt, ich gebe es zu. Ich wage zu behaupten, daß auch er korrupt ist. Aber meine Gefühle für ihn sind nicht korrupt. Ich würde für ihn sterben, hörst du? Für ihn sterben!» «Das ist leicht gesagt», erwiderte Clare spöttisch.

«Du glaubst, daß ich es nicht ernst meine? Hör zu, wenn du deinen gemeinen Plan durchführst, bringe ich mich um. Lieber bringe ich mich um, als daß Cyril hineingezogen und ruiniert wird.»

Clare blieb unbeeindruckt.

«Du glaubst mir nicht?» fragte Vivien keuchend. «Selbstmord erfordert eine Menge Courage.»

Vivien fuhr zurück, als hätte sie ihr einen Schlag versetzt.

«Du triffst den Nagel auf den Kopf Ja, ich habe keinen Mumm. Wenn es einen leichten Weg gäbe - »

«Der leichte Weg liegt direkt vor dir», sagte Clare. «Du brauchst nur geradewegs den Hang dort hinunterzulaufen.»

fen. Nach einigen Minuten wäre alles vorbei. Denk an das Kind im vergangenen Jahr.»

«Ja», sagte Vivien nachdenklich. «Das wäre leicht - ganz leicht - wenn man es wirklich wollte ... »

Clare lachte. Vivien sah sie an.

«Laß uns noch einmal darüber reden. Begreifst du nicht, daß du, nachdem du so lange geschwiegen hast, kein - kein Recht hast, dich jetzt anders zu besinnen? Ich werde Cyril nicht wiedersehen. Ich werde Gerald eine gute Ehefrau sein - ich schwöre es. Oder ich gehe fort und sehe ihn nie wieder. Was immer du willst. Clare ... »
Clare stand auf.

«Ich gebe dir den guten Rat», sagte sie, «es deinem Mann zu sagen. Andernfalls - sage ich es ihm.»

«Ich verstehe», sagte Vivien leise. «Aber ich kann nicht zulassen, daß Cyril dafür büßen muß . . .»

Sie stand auf, blieb einige Zeit wie sinnend stehen, lief dann leichtfüßig hinunter zum Pfad, aber statt dort anzuhalten, überquerte sie ihn und rannte den Abhang hinunter. Einmal drehte sie sich halb um und winkte Clare fröhlich zu, lief dann weiter, fröhlich und unbeschwert wie ein Kind, und verschwand ...

Clare stand wie versteinert da. Plötzlich hörte sie Schreie, Rufe, laute Stimmen. Dann - Stille.

Sie ging steifbeinig hinunter zum Pfad. Etwa hundert Meter weiter war eine Gruppe, die den Pfad heraufkam, stehengeblieben. Clare lief zu ihnen.

«Ja, Miss, da ist jemand über die Steilkante gestürzt. Zwei Männer sind hinuntergegangen, um nachzusehen.» Sie wartete. Eine Stunde, eine Ewigkeit - oder nur ein paar Minuten? Ein Mann kam mühsam den Hang heraufgeklettert. Es war der Vikar, in Hemdsärmeln. Die Jacke

hatte er ausgezogen, um das, was dort unten lag, zuzudecken.

«Entsetzlich», sagte er, und sein Gesicht war schneeweiß. «Der Tod muß gnädigerweise sofort eingetreten sein.»

Er sah Clare und trat zu ihr.

«Das muß ein furchtbarer Schock für Sie sein. Sie beide haben gewiß einen Spaziergang gemacht, nicht?» Clare hörte sich mechanisch Antwort geben.

Ja. Sie hätten sich eben erst getrennt. Nein, Lady Lee habe sich ganz normal verhalten. Einer aus der Gruppe steuerte die Information bei, daß die Frau gelacht und gewunken habe. Eine höchst gefährliche Stelle - der Pfad müßte dort eigentlich ein Geländer haben.

Dann erhob sich wieder die Stimme des Vikars. «Ein Unfall - ja, eindeutig ein Unfall.»

Und dann lachte Clare plötzlich - lachte heiser und rau, daß es über den Klippen widerhallte.

«Das ist eine verdammte Lüge», sagte sie. «Ich habe sie getötet. »

Sie spürte, wie jemand ihre Schulter tätschelte, und hörte eine Stimme begütigend sagen:

«Ist ja gut. Ganz ruhig. Es geht Ihnen bestimmt bald wieder gut.»

Aber es ging Clare nicht bald wieder gut. Es ging ihr nie wieder gut. Sie hielt an ihrer Wahnvorstellung fest - und es mußte eine Wahnvorstellung sein, da mindestens acht Personen Augenzeugen des Unfalls gewesen waren - , daß sie Vivien Lee getötet hatte.

Es ging ihr sehr schlecht, bis Schwester Lauriston ihre Betreuung übernahm. Schwester Lauriston verstand es, mit Geistesgestörten umzugehen.

«Man muß nur auf die armen Dinger eingehen», pflegte sie zufrieden zu sagen.

Und so erzählte sie Clare, daß sie eine Aufseherin aus dem Gefängnis Pentonville sei. Clares Strafe, sagte sie, sei in eine lebenslange Zuchthausstrafe umgewandelt worden. Ein Zimmer wurde als Zelle hergerichtet.

«Und jetzt werden wir bestimmt glücklich und zufrieden sein», sagte Schwester Lauriston zum Arzt. «Stumpfe Messer, wenn Sie darauf bestehen, Herr Doktor, aber ich glaube nicht, daß die geringste Selbstmordgefahr besteht. Dazu ist sie nicht der Typ. Zu ichbezogen. Schon komisch, daß ausgerechnet die oft am ehesten die Balance verlieren.»

Nachwort

The Edge erschien erstmals im Februar 1927 in Parson's Magazine mit dem vielsagenden redaktionellen Hinweis, diese Kurzgeschichte sei «unmittelbar vor der jüngsten Erkrankung und dem rätselhaften Verschwinden der Autorin» entstanden. Am späten Abend des 3. Dezember 1926 verließ Agatha Christie ihr Haus in Berkshire. Am frühen Morgen des darauffolgenden Tages wurde ihr Auto, verlassen, in Newlands Corner, in der Nähe von Shere in Surrey aufgefunden. Polizisten und freiwillige Helfer suchten vergeblich die Umgebung ab, doch es vergingen eineinhalb Wochen, ehe mehreren Angestellten eines Hotels in Harrogate klar wurde, daß die Frau, die sich unter dem Namen Theresa Neele eingetragene hatte, in Wahrheit die vermißte Schriftstellerin war.

Nach Christies Rückkehr teilte ihr Mann der Presse mit, sie hätte «einen absolut vollständigen Gedächtnisverlust erlitten», aber im Laufe der Jahre haben die Begleitumstände dieses relativ unbedeutenden Ereignisses in ihrem Leben Anlaß zu Spekulationen gegeben. Noch während Christie vermißt wurde, erklärte Edgar Wallace, der berühmte Krimiautor, in einem Zeitungsartikel, sie müsse, sofern sie nicht tot sei, «am Leben und im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten sein und sich vermutlich in London aufhalten. Mit anderen Worten», fuhr Wallace fort, «ihre eigentliche Absicht scheint es gewesen zu sein, jemandem <eins auszuwischen>.» Neele war der Nachname der Frau, die später Archibald Christies zweite Ehefrau werden sollte, und es wurde suggeriert, daß Agatha Christie, nachdem sie ihren Wagen hatte stehenlassen, um ihren Mann in Verlegenheit zu bringen, die Nacht vom 3. auf den 4. Dezember bei Freunden in London verbrachte, bevor sie nach Harrogate reiste. Es wurde sogar gemunkelt, ihr Verschwinden sei eine Art bizarrer Publicity-Gag gewesen.

Obgleich einige Aspekte des Vorfalls weiterhin unklar sind, gibt es nichts, was die diversen anderen «Erklärungen» erhärten würde, die folglich kaum mehr als Spekulation sind.

Aufregung an Weihnachten - *Christmas Adventure*

Die großen Holzscheite prasselten fröhlich in dem mächtigen offenen Kamin, doch ihr Prasseln wurde von dem Stimmengewirr der sechs jungen Leute übertönt, die lebhaft miteinander schwatzten. Die Jugend unter den Hausgästen hatte offenbar ihren Spaß an diesem Weihnachtstag.

Die alte Miss Endicott, den meisten Anwesenden als Tante Emily bekannt, lächelte nachsichtig über das muntere Geplapper.

«Jede Wette, daß du keine sechs Törtchen essen kannst, Jean.»

«Kann ich doch.»

«Nein, kannst du nicht.»

«Du bekommst die Münze aus dem Trifle, wenn du es schaffst.»

«Ja, und drei Portionen Trifle und zwei Portionen Plumpudding.»

«Ich hoffe nur, daß der Plumpudding gut ist», sagte Miss Endicott besorgt. «Er wurde erst vor drei Tagen gemacht. Dabei sollten die Plumpuddings für Weihnachten lange vor dem Fest zubereitet werden. Ich weiß noch, daß ich als Kind immer dachte, die letzte Kollekte vor dem ersten Adventssonntag - das Gebet Rühr an, o Herr, wir bitten dich) - bezöge sich auf das Rühren der Weihnachtspuddings!»

Es herrschte höfliche Stille, während Miss Endicott sprach. Nicht, weil sich die jungen Leute auch nur im mindesten für ihre Reminiszenzen an frühere Zeiten inte-

ressiert hätten, sondern weil sie fanden, daß es der Anstand gebot, ihrer Gastgeberin Aufmerksamkeit zu zollen.

Sobald sie geendet hatte, setzte das laute Stimmengewirr wieder ein. Miss Endicott seufzte und warf, wie auf der Suche nach einem Gleichgesinnten, einen Blick auf das einzige Mitglied der Gesellschaft, das ihr an Jahren nahekam - einen kleinen Mann mit einem merkwürdigen eiförmigen Kopf und einem stattlichen kräftigen Schnurrbart. Junge Leute waren auch nicht mehr, was sie früher waren, dachte Miss Endicott. In der guten alten Zeit hätten sie stumm und respektvoll den weisen Worten gelauscht, die die Älteren wie Perlen vor ihnen ausbreiteten. Statt dessen nun dieses alberne Geplapper, das noch dazu meist völlig unverständlich war. Gleichviel, es waren liebe Kinder! Ihre Augen wurden sanft, als sie sie der Reihe nach betrachtete - die hochgewachsene, sommer-sprossige Jean; die kleine Nancy Cardell, dunkelhaarig und von zigeunerhafter Schönheit; die beiden jüngeren Buben, Johnnie und Eric, die für die Feiertage aus dem Internat nach Hause gekommen waren, und ihr Freund Charlie Pease; und die schöne blonde Evelyn Haworth ... Bei dem Gedanken an letztere zogen sich ihre Brauen ein wenig zusammen, und ihre Augen wanderten hinüber zu ihrem ältesten Neffen, Roger, der mürrisch schweigend dasaß, ohne sich an der fröhlichen Unterhaltung zu beteiligen, den Blick unverwandt auf die hinreißende nordische Blondheit des jungen Mädchens geheftet.

«Ist der Schnee nicht toll?» rief Johnnie und trat ans Fenster. «Richtiges Weihnachtswetter!

Kommt, wir machen eine Schneeballschlacht. Es ist doch noch viel Zeit bis zum Essen, nicht wahr, Tante Emily?»

«Aber ja. Wir speisen erst um zwei Uhr. Dabei fällt mir ein, daß ich mich noch um den Tisch kümmern muß.» Sie eilte aus dem Zimmer.

«Wißt ihr was? Wir bauen einen Schneemann!» kreischte Jean.

«Au ja, das wird lustig! Wir machen eine Schneeskulptur von Monsieur Poirot! Haben Sie gehört, Monsieur Poirot? Eine Statue des Meisterdetektivs Hercule Poirot, aus Schnee geformt von sechs berühmten Künstlern!»

Der kleine Mann im Sessel verbeugte sich verbindlich und zwinkerte verschmitzt.

«Aber sie muß sehr stattlich werden, mes enfants», sagte er mit Nachdruck. «Ich bestehe darauf.»

«Und ob!»

Die ganze Bande lief wie ein Wirbelwind hinaus, wobei sie unter der Tür mit einem würdevollen Butler kollidierte, der soeben mit einem Brief auf einem silbernen Tablett eintrat.

Nachdem der Butler seine Fassung wiedergewonnen hatte, ging er auf Poirot zu.

Poirot nahm den Brief entgegen und riß ihn auf. Der Butler zog sich zurück. Zweimal las der kleine Mann den Brief, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn ein. In seinem Gesicht hatte sich kein Muskel bewegt, obgleich der Inhalt des Schreibens höchst erstaunlich war. Mit ungelenker Hand waren die Worte gekritzelt: «Essen Sie keinen Plumpudding. »

«Sehr interessant», murmelte Poirot bei sich. «Und völlig unerwartet.»

Er sah hinüber zum Kamin. Evelyn Haworth war nicht mit den anderen hinausgegangen. Sie starrte, in Gedanken versunken, ins Feuer und spielte nervös an dem Ring am vierten Finger ihrer linken Hand herum.

«Sie sind in einen Traum vertieft, Mademoiselle», sagte der kleine Mann schließlich. «Und der Traum ist kein glücklicher, habe ich recht?»

Sie zuckte zusammen und sah unsicher zu ihm hinüber. Er nickte aufmunternd.

«Es gehört zu meinem Beruf, dergleichen zu wissen. Nein, Sie sind nicht glücklich. Auch ich bin nicht sehr glücklich. Wollen wir uns einander anvertrauen? Sehen Sie, ich habe einen großen Kummer, denn ein Freund von mir, ein Freund seit vielen Jahren, ist fortgegangen über das Meer nach Südamerika. Manchmal, wenn wir zusammen waren, machte mich dieser Freund ungeduldig, seine Stupidität brachte mich auf; aber nun, da er fort ist, erinnere ich mich nur an seine guten Eigenschaften. So ist das Leben, habe ich recht? Und nun, Mademoiselle, was ist Ihr Problem? Sie sind nicht wie ich, alt und allein - Sie sind jung und sehr schön; und der Mann, den Sie lieben, liebt Sie. O ja, ganz gewiß. Ich habe ihn während der letzten halben Stunde beobachtet.»

Das junge Mädchen errötete.

«Sprechen Sie von Roger Endicott? Oh, Sie irren sich. Roger ist nicht mein Verlobter.»

«Nein, Sie sind mit Mister Oscar Levering verlobt. Ich weiß das sehr wohl. Aber warum sind Sie mit ihm verlobt, wenn Sie einen anderen Mann lieben?»

Das junge Mädchen schien ihm die Frage nicht zu verübeln; etwas in seiner Art machte es ihr unmöglich. Er sprach mit einer Mischung aus Güte und Autorität, die unwiderstehlich war.

«Erzählen Sie mir alles», sagte Poirot sanft; und er fügte de!, Satz hinzu, den er schon zuvor benutzt hatte und der für das junge Mädchen seltsam tröstlich klang. «Es gehört zu meinem Beruf, dergleichen zu wissen.»

«Ich bin ja so unglücklich, Monsieur Poirot - so schrecklich unglücklich. Wissen Sie, wir waren früher sehr wohlhabend. Ich galt als reiche Erbin, und Roger war nur ein jüngerer Sohn; und - und obwohl ich überzeugt bin, daß er etwas für mich empfand, sagte er nie ein Wort, sondern ging nach Australien.»

«Es ist sehr eigenartig, wie man hier bei Ihnen Ehen arrangiert», warf Poirot ein. «Kein System. Keine Methode. Alles bleibt dem Zufall überlassen.»

Evelyn sprach weiter.

«Dann verloren wir plötzlich unser ganzes Geld. Meine Mutter und ich standen praktisch mittellos da. Wir zogen in ein kleines Häuschen und schlugen uns mühsam durch. Doch dann wurde meine Mutter sehr krank. Ihre einzige Chance war eine schwere Operation und ein Aufenthalt in einem warmen Klima. Aber wir hatten doch kein Geld, Monsieur Poirot – wir hatten kein Geld! Und das bedeutete, daß sie sterben mußte. Mr. Levering hatte mir bereits ein- oder zweimal einen Antrag gemacht. Nun bat er mich erneut, ihn zu heiraten, und versprach, alles für meine Mutter zu tun, was getan werden konnte. Ich sagte ja - was hätte ich anderes tun können? Er hielt Wort. Die Operation wurde von der größten Kapazität unserer Zeit durchgeführt, und wir verbrachten den Winter in Ägypten. Das war vor einem Jahr. Meine Mutter ist wieder gesund und bei Kräften; und ich - ich soll nach den Feiertagen Mr. Levering heiraten.»

«Ich verstehe», sagte Poirot. «Und in der Zwischenzeit ist Monsieur Rogers älterer Bruder gestorben, und er ist nach Hause gekommen - und findet seinen Traum zerstört. Gleichviel, Mademoiselle, Sie sind noch nicht verheiratet.»

«Eine Haworth bricht ihr Wort nicht, Monsieur Poirot», sagte das junge Mädchen stolz. Sie hatte kaum ausgere-det, als die Tür aufging und ein kräftiger Mann mit rötli-cher Gesichtsfarbe, kleinen, verschlagenen Augen und kahlem Schädel auf der Schwelle erschien.

«Was bläst du hier drinnen Trübsal, Evelyn? Mach lie-ber einen Spaziergang mit mir.»

«Wie du meinst, Oscar.»

Sie stand lustlos auf. Poirot erhob sich ebenfalls und erkundigte sich höflich:

«Mademoiselle Levering ist noch immer indisponiert?»

«ja, ich bedaure, sagen zu müssen, daß meine Schwes-ter noch immer das Bett hüten muß. Zu schade, ausge-rechnet an Weihnachten krank zu sein.»

«In der Tat», stimmte ihm der Detektiv höflich zu. Ei-nige Minuten genügten Evelyn, um ihre Schneestiefel und warme Sachen anzuziehen, und dann gingen sie und ihr Verlobter hinaus in den verschneiten Park. Es war ein idealer Weihnachtstag, kalt und sonnig. Die übrigen Hausgäste waren mit der Errichtung des Schneemannes beschäftigt. Levering und Evelyn blieben stehen, um ih-nen zuzusehen.

«Muß Liebe schön sein!» rief Johnnie und warf einen Schneeball nach ihnen.

«Wie gefällt dir unser Werk, Evelyn?» rief Jean.
«Monsieur Hercule Poirot, der Meisterdetektiv.»

«Wart, bis er erst seinen Schnurrbart hat!» sagte Eric.
«Nancy will sich dafür extra ein bißchen Haar abschnei-den. Vivent les braves Belges! Päng, päng!»

«Einfach riesig, einen leibhaftigen Detektiv im Haus zu haben!» meinte Charlie. «Jetzt müsste es nur noch einen Mord geben.»

«Ja, ja, ja!» rief Jean und begann herumzutanzten. «Ich habe eine prima Idee. Laßt uns einen Mord begehen - einen vorgetäuschten natürlich. Und den Meisterdetektiv verkohlen. Kommt schon, das wird ein Heidenspaß!»

Fünf Stimmen begannen durcheinanderzureden. «Wie soll das gehen?»

«Gräßliches Gestöhne!»

«Nein, du Dummkopf, hier draußen.»

«Fußspuren im Schnee natürlich.»

«Jean im Nachthemd.»

«Man nimmt dazu rote Farbe.»

«Ja, auf die Hand - und klatscht sie sich dann auf den Kopf.»

«Wenn wir doch bloß einen Revolver hätten.»

«Glaubt mir, Vater und Tante Ein werden nichts hören. Ihre Zimmer liegen auf der anderen Seite des Hauses.»

«Nein, er nimmt es bestimmt nicht übel; der Mann hat jede Menge Sinn für Humor.»

«Gut, aber was für Farbe? Nagellack?»

«Wir könnten uns welchen im Dorf besorgen.» «Doch nicht an Weihnachten, du Blödmann.»

«Nein, Wasserfarbe. Karmesinrot.»

«Jean kann die Leiche sein.»

«Na und? Dann frierst du eben ein bißchen. Es ist ja nicht für lange.»

«Nein, nehmen wir lieber Nancy, die hat doch diesen schicken Pyjama.»

«Mal sehen, ob Graves weiß, wo es Farbe hat.» Alle stürmten ins Haus.

«So selbstvergessen, Endicott?» erkundigte sich Leveering mit einem unangenehmen Lachen.

Roger kam mit einem Ruck zu sich. Er hatte wenig von dem gehört, was um ihn herum vorgegangen war.

«Ich habe nur nachgedacht», sagte er ruhig. «Nachgedacht?»

«Nachgedacht, warum eigentlich Monsieur Poirot hier ist.»

Levering schien bestürzt zu sein; doch in dem Moment ertönte der große Gong, und alle gingen hinein zum Weihnachtssessen. Im Eßzimmer waren die Vorhänge gezogen und die Lampen an, die den langen, mit Knallbonbons und anderen Dekorationen üppig geschmückten Tisch beleuchteten. Es war ein richtiges altmodisches Weihnachtssessen. Am einen Ende der Tafel saß der Hausherr, rotgesichtig und jovial; ihm gegenüber, am anderen Ende, saß seine Schwester. Poirot hatte zu Ehren des festlichen Anlasses eine rote Weste angelegt, und seine Rundlichkeit sowie die Art, wie er den Kopf schief hielt, ließen einen unwillkürlich an ein Rotkehlchen denken.

Der Hausherr tranchierte gekonnt, und alle machten sich an den Truthahn. Die Karkassen der beiden Truthähne wurden abgetragen, und es trat gespannte Stille ein. Dann erschien Graves, der feierlich den Plumpudding hereintrug - einen gigantischen, von Flammen umzüngelten Plumpudding. Woraufhin ein gewaltiges Getöse ausbrach.

«Schnell! Oh, mein Stück geht schon aus. Beeilen Sie sich, Graves! Wenn er nicht mehr brennt, geht mein Wunsch nicht in Erfüllung.»

Niemand hatte Muße, den eigenartigen Ausdruck auf Poirots Gesicht zu beobachten, als dieser die Portion auf seinem Teller inspizierte. Niemand bemerkte den Blick, den er blitzschnell in die Runde warf. Mit leicht gerunzelter Stirn begann er vorsichtig seinen Plumpudding zu essen. Alle begannen ihren Plumpudding zu essen. Die

Unterhaltung war gedämpfter. Plötzlich stieß der Hausherr einen Schrei aus. Sein Gesicht lief violett an, und er hielt sich die Hand vor den Mund.

«Zum Henker, Emily!» brüllte er. «Wie kannst du die Köchin Glas in die Puddings tun lassen?»

«Glas?» rief Miss Endicott erstaunt aus.

Der Hausherr entfernte den Fremdkörper aus seinem Mund.

«Hätte mir glatt einen Zahn abbrechen können», schimpfte er. «Oder das Ding verschlucken und Blinddarmentzündung bekommen können.»

Vor jedem am Tisch stand eine kleine Fingerschale mit Wasser für die Münzen und die anderen Überraschungen, die im Dessert versteckt waren. Mr. Endicott ließ das Stück Glas in sein Schälchen fallen, spülte es ab und hielt es hoch.

«Allmächtiger!» stieß er hervor. «Ein roter Stein aus einer Knallbonbon-Brosche!»

«Sie gestatten?» Rasch und geschickt nahm Poirot ihm den besagten Gegenstand aus der Hand und betrachtete ihn eingehend. Wie der Hausherr gesagt hatte, handelte es sich um einen großen roten Stein, der die Farbe eines Rubins hatte. An seinen Facetten brach sich funkelnd das Licht, als Poirot ihn hin und her drehte.

«Mann!» rief Eric. «Vielleicht ist er echt!»

«Sei nicht albern», sagte Jean vorwurfsvoll. «Ein Rubin von dieser Größe wäre Tausende und Abertausende wert - stimmt's, Monsieur Poirot?»

«Wirklich erstaunlich, wie echt die Sachen aus den Knallbonbons heutzutage aussehen», murmelte Miss Endicott. «Aber wie ist er in den Pudding gekommen?»

Das war zweifellos die große Frage. Jede Hypothese wurde erschöpfend behandelt. Lediglich Poirot äußerte

sich nicht, sondern ließ nur achtlos, wie in Gedanken wanders, den Stein in seine Rocktasche gleiten.

Nach dem Essen stattete er der Küche einen Besuch ab.

Die Köchin war ziemlich aufgeregt. Von einem der Hausgäste befragt zu werden, noch dazu von einem ausländischen Gentleman! Aber sie bemühte sich redlich, seine Fragen zu beantworten. Die Puddings waren vor drei Tagen zubereitet worden. «An dem Tag, an dem Sie angekommen sind, Sir.» Alle hatten sich kurz bei ihr in der Küche eingefunden, um zu rühren und sich dabei etwas zu wünschen. Ein alter Brauch - den man im Ausland wohl nicht kannte? Anschließend wurden die Puddings gekocht und dann in der Speisekammer nebeneinander auf das oberste Regal gestellt. Ob sich dieser Pudding in irgendeiner Weise von den anderen unterschied? Nein, das glaube sie nicht. Außer daß er in einer Puddingform aus Aluminium gewesen sei, die anderen dagegen in Porzellanformen. Ob dieser Pudding von Anfang an für den Weihnachtstag bestimmt gewesen sei? Merkwürdig, daß der Herr danach frage. Das sei er nämlich nicht gewesen! Der Weihnachtspudding werde immer in einer großen weißen Porzellanform mit einem Muster aus Stechpalmlättern gekocht. Aber heute morgen - das rote Gesicht der Köchin wurde grimmig- habe Gladys, das Küchenmädchen, die ihn zum Erhitzen habe holen sollen, es doch tatsächlich fertiggebracht, ihn fallen zu lassen.

«Und weil Scherben hätten drin sein können, habe ich ihn natürlich nicht auftragen lassen, sondern habe statt dessen den aus der großen Aluminiumform genommen.»

Poirot dankte ihr für diese Auskünfte. Er verließ die Küche mit einem leisen Lächeln auf den Lippen, als wäre er mit den Informationen, die er erhalten hatte, zufrieden.

Und die Finger seiner rechten Hand spielten mit etwas in seiner Tasche.

«Monsieur Poirot! Monsieur Poirot! Wachen Sie auf? Es ist etwas Schreckliches passiert!»

So rief Johnnie in den frühen Stunden des darauffolgenden Morgens. Poirot setzte sich im Bett auf. Er trug eine Nachtmütze. Der Gegensatz zwischen seiner würdevollen Miene und dem kessen Winkel der auf seinem Kopf thronenden Nachtmütze war zwar komisch, aber die Wirkung auf Johnnie schien doch etwas übertrieben. Wenn seine Worte nicht gewesen wären, hätte man annehmen können, der Junge amüsiere sich köstlich. Auch draußen vom Flur kamen eigenartige Geräusche, die an explodierende Sodawasserflaschen erinnerten.

«Bitte kommen Sie gleich mit hinunter», fuhr Johnnie mit leicht bebender Stimme fort. «Es ist jemand ermordet worden.» Er wandte sich ab.

«Oh, das ist allerdings etwas Ernstes!» sagte Poirot.

Er stand auf und machte, ohne sich übermäßig zu beeilen, die unbedingt erforderliche Toilette. Dann folgte er Johnnie nach unten. Die Hausgäste drängten sich an der Tür zum Garten. Ihre Gesichter drückten allesamt starke Gefühlsregungen aus. Beim Anblick von Poirot erlitt Eric einen heftigen Erstickenfallsanfall.

Jean trat vor und legte die Hand auf Poirots Arm. «Dort! Sehen Sie!» sagte sie und deutete pathetisch durch die offene Tür.

«Mon dieu!» stieß Poirot hervor. «Das ist ja wie im Theater.»

Seine Bemerkung war keineswegs unpassend. Während der Nacht hatte es wieder geschneit, und im fahlen Licht der Morgendämmerung sah die Welt weiß und gespenstisch aus. Nichts unterbrach die weite weiße Fläche bis

auf etwas, das wie ein leuchtend scharlachroter Fleck aussah.

Nancy Cardell lag regungslos im Schnee. Sie war mit einem scharlachroten Seidenpyjama bekleidet, ihre kleinen Füße waren nackt und ihre Arme ausgestreckt. Ihr Gesicht war zur Seite gedreht und unter der Fülle ihres lockigen schwarzen Haares verborgen. Totenstill lag sie da, und aus ihrer linken Seite ragte der Griff eines Dolches, während sich im Schnee ein ständig größer werdender karmesinroter Fleck ausbreitete.

Poirot ging hinaus in den Schnee. Er begab sich nicht an die Stelle, wo das Mädchen lag, sondern blieb auf dem Weg. Zwei Fußspuren, die eines Mannes und einer Frau, führten zu dem Ort, an dem sich der tragische Vorfall ereignet hatte. Die Spuren des Mannes gingen in der entgegengesetzten Richtung weiter, allein. Poirot blieb auf dem Weg stehen und strich sich nachdenklich über das Kinn.

Plötzlich kam Oscar Levering aus dem Haus gestürzt. «Großer Gott!» rief er. «Was ist passiert?»

Seine Erregung stand in krassem Gegensatz zu Poirots Gelassenheit.

«Mir scheint», sagte Poirot bedächtig, «ein Mord.» Eric bekam erneut einen heftigen Hustenanfall.

«Aber wir müssen doch etwas tun!» rief der andere. «Was machen wir denn jetzt?»

«Da gibt es nur eins», sagte Poirot. «Wir müssen die Polizei holen.»

«Oh!» sagten alle gleichzeitig.

Poirot blickte forschend in die Runde.

«Aber ja», sagte er. «Etwas anderes kommt nicht in Frage. Wer von Ihnen geht?»

Es herrschte Schweigen, doch dann trat Johnnie vor. «Der Spaß ist zu Ende», verkündete er.

«Ich kann nur hoffen, Monsieur Poirot, daß Sie uns nicht allzu böse sind. Das Ganze war nämlich ein Jux, den wir uns ausgedacht haben, um Sie auf den Arm zu nehmen. Nancy simuliert bloß.»

Poirot betrachtete ihn ohne sichtliche Gemütsbewegung, außer daß seine Augen einen Moment lang funkelten.

«Sie machen sich über mich lustig, ist es so?» erkundigte er sich ruhig.

«Es tut mir wirklich furchtbar leid. Ehrlich! Wir hätten das nicht tun sollen. Grässlich geschmacklos. Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen, ganz ehrlich.»

«Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen», sagte der andere in einem sonderbaren Ton.

Johnnie drehte sich um.

«He, Nancy, steh auf!» rief er. «Oder willst du den ganzen Tag da liegenbleiben?»

Aber die Gestalt im Schnee rührte sich nicht. «Steh schon auf!» rief Johnnie noch einmal.

Doch Nancy bewegte sich nicht, und plötzlich ergriff namenlose Furcht den Jungen. Er drehte sich zu Poirot um.

«Was - was ist denn los? Warum steht sie nicht auf?» «Kommen Sie mit», sagte Poirot barsch.

Er stapfte durch den Schnee. Er hatte die anderen mit einer Handbewegung angewiesen zurückzubleiben und achtete darauf, die vorhandenen Fußspuren nicht zu zerstören. Der Junge folgte ihm verängstigt und verwirrt. Poirot kniete neben dem Mädchen nieder und winkte Johnnie näher.

«Fühlen Sie ihre Hand und ihren Puls.»

Verwundert bückte sich der Junge und sprang dann mit einem Schrei zurück. Die Hand und der Arm waren steif und kalt, und es war keinerlei Pulsschlag zu fühlen. «Sie ist tot!» ächzte er. «Aber wie? Warum?»

Poirot übergang den ersten Teil der Frage.

«Warum?» sagte er sinnend. «Das frage ich mich auch.» Dann beugte er sich unvermittelt über die Leiche des Mädchens und bog die Finger ihrer anderen Hand zurück, die etwas fest umklammerten. Sowohl er als auch der Junge stießen einen Schrei aus. In Nancys Hand lag ein roter Stein, der funkelte und Feuer versprühte.

«Aha!» rief Poirot. Seine Hand verschwand blitzschnell in seiner Hosentasche und kam leer wieder heraus.

«Der Rubin aus dem Knallbonbon», sagte Johnnie verwundert. Als sich sein Begleiter dann vorbeugte, um den Dolch und den blutgetränkten Schnee zu untersuchen, stieß er hervor:

«Das kann kein Blut sein, Monsieur Poirot. Das ist Farbe. Das ist doch nur Farbe.»

Poirot richtete sich auf.

«Ja», sagte er ruhig. «Sie haben recht. Es ist nur Farbe.» «Aber wie ... » Der Junge brach ab.

Poirot beendete den Satz für ihn.

«Wie wurde sie getötet? Das müssen wir herausfinden. Hat sie heute morgen etwas gegessen oder getrunken?» Während er sprach, ging er zurück zum Weg, wo die anderen warteten. Johnnie folgte dicht hinter ihn.

«Sie hat eine Tasse Tee getrunken», sagte der Junge. «Mr. Levering hat sie ihr gemacht. Er hat eine Spirituslampe in seinem Zimmer.»

Johnnies Stimme war laut und klar. Levering hörte die Worte.

«Habe immer eine Spirituslampe bei mir, wenn ich unterwegs bin», verkündete er. «Meine Schwester war in den letzten Tagen sehr froh darüber - wollte ja nicht ständig das Personal belästigen.»

Poirot senkte den Blick, fast entschuldigend, wie es schien, auf Mr. Leverings Füße, die in Pantoffeln steckten.

«Sie haben die Schuhe gewechselt, wie ich sehe», murmelte er freundlich. Levering starrte ihn an.

«Aber Monsieur Poirot», rief Jean, «was sollen wir denn jetzt tun?»

«Da gibt es nur eins zu tun, wie ich bereits sagte, Mademoiselle. Wir müssen die Polizei holen.»

«Ich gehe!» rief Levering. «Ich brauche nur einen Moment, um meine Stiefel anzuziehen. Aber Sie sollten nicht länger hier draußen in der Kälte bleiben.»

Er verschwand im Haus.

«Er ist sehr rücksichtsvoll, dieser Mr. Levering», murmelte Poirot leise. «Wollen wir seinen Rat annehmen?»

«Sollten wir nicht Vater wecken - und die anderen?»
«Nein», sagte Poirot scharf. «Das ist absolut nicht erforderlich. Bis die Polizei eintrifft, darf hier draußen nichts angerührt werden. Wollen wir nicht hineingehen? In die Bibliothek? Ich habe Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die Sie vielleicht von diesem traurigen und tragischen Vorfall ablenken wird.»

Er ging voran, und alle folgten ihm.

«Die Geschichte handelt von einem Rubin», sagte Poirot, während er es sich in einem bequemen Sessel gemütlich machte. «Einem sehr berühmten Rubin, der einem sehr berühmten Mann gehörte. Ich werde Ihnen nicht seinen Namen nennen - aber er ist einer der Großen dieser Erde. Eh bien, dieser große Mann, er kam nach London,

incognito. Und da er nicht nur ein großer Mann war, sondern auch ein junger und leichtsinniger Mann, ließ er sich mit einer hübschen jungen Dame ein. Die hübsche junge Dame, sie machte sich nicht viel aus dem Mann, aber sie machte sich sehr viel aus seinem Besitz - so viel, daß sie eines Tages mit dem historischen Rubin verschwand, der seit Generationen seiner Familie gehört hatte. Der arme junge Mann, er befand sich in einem großen Dilemma. Er soll in Kürze eine edle Prinzessin heiraten, und er wünscht keinen Skandal. Er kann unmöglich zur Polizei gehen, also kommt er statt dessen zu mir. Er sagt: <Bringen Sie mir meinen Rubin zurück.> Eh bien, ich weiß einiges über diese junge Dame. Sie hat einen Bruder, und die beiden haben so manchen raffinierten coup ausgeführt. Es trifft sich, daß ich weiß, wo sie Weihnachten verbringen. Mr. Endicott, den ich zufällig kenne, hat die Liebenswürdigkeit, mich ebenfalls

einzuladen. Aber als die hübsche junge Dame hört, daß ich eintreffe, ist sie sehr alarmiert. Sie ist intelligent, und sie weiß, daß ich hinter dem Rubin her bin. Sie muß ihn unverzüglich an einem sicheren Ort verstecken; und nun raten Sie, wo sie ihn versteckt - in einem Plumpudding! Ja, Sie sind zu Recht überrascht. Die hübsche junge Dame rührt mit den anderen, und sie wirft ihn in eine Puddingschüssel aus Aluminium, die sich von den anderen unterscheidet. Durch einen seltsamen Zufall wurde dieser Pudding am Weihnachtstag serviert.»

Die Tragödie war für einen Moment vergessen, und alle starrten Poirot mit offenem Mund an.

«Danach», fuhr der kleine Mann fort, «begab sie sich krank zu Bett.» Er zog seine Taschenuhr hervor und warf einen Blick darauf. «Das Haus ist erwacht. Mr. Levering

braucht sehr lange, um die Polizei zu holen, nicht wahr? Ich glaube, seine Schwester ist mit ihm gegangen.»

Evelyn erhob sich mit einem Schrei, den Blick auf Poirot geheftet.

«Und ich glaube, sie werden nicht zurückkommen. Oscar Levering bewegt sich schon seit langem hart an der Grenze des Erlaubten, und das ist das Ende. Er und seine Schwester werden ihre Aktivitäten eine Zeitlang im Ausland fortsetzen, unter einem anderen Namen.

Heute morgen habe ich ihn abwechselnd gereizt und erschreckt. Indem er seine Maske fallen ließ, konnte er den Rubin in seinen Besitz bringen, während wir im Haus waren und er vorgeblich die Polizei holte. Doch das bedeutete, alle Brücken hinter sich abbrechen. Aber da ihm ein Mord in die Schuhe geschoben werden sollte, schien es ihm geboten, die Flucht zu ergreifen.»

«Hat er Nancy getötet?» flüsterte Jean. Poirot erhob sich.

«Ich schlage vor, wir begeben uns noch einmal zum Tatort», sagte er.

Er ging voran, und alle folgten ihm. Aber als sie aus dem Haus traten, verschlug es allen gleichzeitig den Atem. Nichts deutete mehr auf das tragische Ereignis hin; der Schnee war glatt und unberührt.

«Mann, o Mann!» sagte Eric und sank auf die Stufen. «Das Ganze war doch kein Traum, oder?»

«Höchst mysteriös», sagte Poirot. «Das Geheimnis der verschwundenen Leiche.» Seine Augen funkelten verschmitzt.

Jean trat näher an ihn heran, da ein jäher Verdacht in ihr aufstieg.

«Monsieur Poirot, Sie haben doch nicht - Sie sind doch nicht - ich meine, Sie haben uns doch nicht die ganze

Zeit an der Nase herumgeführt? Oh, ich glaube, das haben Sie wirklich!»

«So ist es, meine Kinder. Ich wußte von Ihrem kleinen Komplott, und darum habe ich ein kleines Gegenkomplott arrangiert. Ah, da ist Mademoiselle Nancy - unbeschadet, wie ich hoffe, nach ihrer hervorragenden schauspielerischen Leistung in meiner kleinen Komödie.»

Es war tatsächlich Nancy Cardell, wie sie leibte und lebte. Ihre Augen glänzten, und das ganze Persönchen strahlte Gesundheit und Vitalität aus.

«Sie haben sich doch nicht erkältet? Sie haben den Lindenblütentee getrunken, den ich Ihnen auf Ihr Zimmer schickte?» erkundigte sich Poirot vorwurfsvoll.

«Ein einziger Schluck davon hat mir genügt. Es geht mir prima. Habe ich meine Sache gut gemacht, Monsieur Poirot? Aber mein Arm tut ganz schön weh von der Aderpresse!»

«Sie waren großartig, ma petite. Aber wollen wir die anderen nicht aufklären? Sie tappen noch immer im dunkeln, wie ich sehe. Nun, mes enfants, ich ging zu Mademoiselle Nancy, sagte ihr, daß ich über Ihr kleines Komplott Bescheid wüßte, und fragte sie, ob sie für mich

eine Rolle spielen würde. Sie ging sehr geschickt vor. Sie veranlaßte Mr. Levering, ihr eine Tasse Tee zu machen, und es gelang ihr außerdem, daß er derjenige war, der die Fußspuren im Schnee zurückließ. Als der Augenblick gekommen war und er dachte, sie sei durch einen unglücklichen Zufall tatsächlich tot, hatte ich alle Indizien, um ihm angst zu machen. Was geschah, nachdem wir ins Haus gegangen waren, Mademoiselle?»

«Er kam mit seiner Schwester herunter, riß mir den Rubin aus der Hand, und dann machten sie sich Hals über Kopf aus dem Staub.»

«Aber Monsieur Poirot, was ist mit dem Rubin?» rief Eric. «Heißt das, daß Sie die beiden mit dem Rubin haben entwischen lassen?»

Poirot machte ein langes Gesicht, als er dem Kreis vorwurfsvoller Blicke begegnete.

«Ich werde ihn wieder herbeischaffen», sagte er matt; aber er spürte, daß er in ihrer Achtung gesunken war. «Das will ich auch schwer hoffen!» begann Johnnie. «Die beiden mit dem Rubin abhauen zu lassen!»

Aber Jean war scharfsinniger.

«Er nimmt uns schon wieder auf den Arm!» rief sie aus. «Habe ich recht?»

«Greifen Sie in meine linke Rocktasche, Mademoiselle.»

Jean schob eifrig die Hand hinein und zog sie mit einem triumphierenden Schrei wieder heraus. Sie hielt den großen Rubin in all seiner funkelnden Pracht in die Höhe.

«Sie müssen wissen», erläuterte Poirot, «der andere war nur eine wertlose Nachbildung, die ich aus London mitgebracht hatte.»

«Ist er nicht raffiniert?» fragte Jean begeistert.

«Eins haben Sie uns aber noch nicht verraten», sagte Johnnie unvermittelt. «Woher wussten Sie von dem Jux? Hat Nancy es Ihnen erzählt?»

Poirot schüttelte den Kopf.

«Aber woher wußten Sie es denn?»

«Es gehört zu meinem Beruf, dergleichen zu wissen», sagte Poirot leise lächelnd, als er Evelyn Haworth und Roger Endicott zusammen den Weg hinuntergehen sah.

«Ja, ja, aber verraten Sie es uns doch! Ach bitte, bitte! Lieber Monsieur Poirot, bitte verraten Sie es uns.»

Er war von einem Kreis aufgeregter, begieriger Gesichter umringt.

«Sie wollen wirklich, daß ich das Rätsel für Sie löse?»
«Ja!»
«Ich glaube nicht, daß ich das kann.»
«Warum nicht?»
«Ma foi, Sie werden sehr enttäuscht sein.»
«Ach bitte! Sie müssen es uns verraten! Woher wußten Sie es?»
«Nun ja, ich war in der Bibliothek- »
«Und?»
«Und Sie haben draußen über Ihr Vorhaben gesprochen - und das Fenster stand offen.»
«Das ist alles?» fragte Eric empört. «Na, dann war's keine Kunst!»
«Nicht wahr?» sagte Poirot lächelnd.
«Jedenfalls wissen wir jetzt alles», sagte Jean mit Befriedigung in ihrer Stimme.
«Tatsächlich?» murmelte Poirot bei sich, als er ins Haus ging. «Ich weiß nicht alles - ich, zu dessen Beruf es gehört, dergleichen zu wissen.»
Und er zog, wohl zum zwanzigsten Mal, ein ziemlich schmutziges Blatt Papier aus der Rocktasche.
«Essen Sie keinen Plumpudding.»
Poirot schüttelte verwirrt den Kopf. Im gleichen Moment wurde er sich eines merkwürdigen Keuchens in unmittelbarer Nähe seiner Füße bewußt. Er blickte zu Boden und erspähte ein schwächtiges Mädchen in einem geblühten Kleid. In der linken Hand hatte sie eine Kehr- schaufel und in der rechten einen Besen.
«Wen haben wir denn hier?» erkundigte sich Poirot.
«Annie Hicks, wenn's recht ist, Sir. Ich helfe der Köchin und dem Stubenmädchen.»
Poirot hatte einen Geistesblitz. Er reichte ihr den Zettel.
«Haben Sie das geschrieben, Annie?»

«Ich hab's nur gut gemeint, Sir.»

Er lächelte sie an.

«Aber natürlich. Wollen Sie mir nicht alles erzählen?»

«Es war bloß wegen den beiden, Sir - dem Mr. Levering und seiner Schwester. Von uns kann die keiner leiden; und daß sie überhaupt nicht krank war, das haben wir gleich gemerkt. Ich hab mir gedacht, daß da was faul ist. Ich sag's Ihnen frei heraus, Sir, ich hab an der Tür gelauscht und hab ihn klipp und klar sagen hören: <Dieser Poirot muß schleunigst aus dem Weg geräumt wurden.> Und dann sagte er zu ihr: <Wo hast du es hingetan?> Und sie antwortete: <In den Pudding.> Und da war mir klar, daß die Sie mit dem Weihnachtspudding vergiften wollten, aber ich hab nicht gewußt, was ich machen soll. Die Köchin rät einer wie mir ja doch nicht glauben. Und da hab ich gedacht, ich schreib Ihnen, um Sie zu warnen, und hab den Brief in die Halle gelegt, damit Mr. Graves ihn auch ganz bestimmt sieht und Ihnen bringt.»

Annie hielt atemlos inne. Poirot musterte sie längere Zeit.

«Sie lesen zu viele Unterhaltungsromane, Annie», sagte er schließlich. «Aber Sie haben ein gutes Herz, und Sie sind nicht dumm. Wenn ich wieder in London bin, werde ich Ihnen ein ausgezeichnetes Buch schicken über le ménage sowie das Leben der Heiligen und ein Werk über die ökonomische Stellung der Frau.»

Er ließ die völlig verdutzte Annie stehen und durchquerte die Halle. Er hatte in die Bibliothek gehen wollen, doch durch die offene Tür sah er, dicht nebeneinander, einen dunkelhaarigen Kopf und einen blonden, und so hielt er inne, wo er war. Plötzlich schlangen sich zwei Arme um seinen Hals.

«Was bleiben Sie ausgerechnet unter dem Mistelzweig stehen!» sagte Jean.

Ich auch!» rief Nancy.

Poirot genoß das Ganze - genoß es in der Tat ganz un-
gemein.

Nachwort

Christmas Adventure erschien unter dem Titel The Adventure of the Christmas Pudding erstmals in The Sketch vom 12. Dezember 1923 als letzte Story in der zweiten Folge von Kurzgeschichten, die unter dem Titel The Grey Cells of M. Poirot veröffentlicht wurden. In den vierziger Jahren wurde sie dann in zwei kurzlebige Sammelbände aufgenommen, nämlich in Problem at Polensa Bay and Christmas Adventure und in Poirot Knows the Murderer, bevor sie, viele Jahre später, von Christie zu einer Novelle erweitert wurde. Als solche erschien sie in The Adventure of the Christmas Pudding and a Selection of Entrees; 1960 (Ein diplomatischer Zwischenfall).

Im Vorwort zu diesem Buch schrieb Christie, die Geschichte erinnere an die Weihnachtsfeste, die sie in ihrer Jugend, nach dem Tod des Vaters im Jahre 1901, mit ihrer Mutter in Abney Hall in Stockport verbracht hatte. Abney Hall war von Sir James Watts gebaut worden, ehemals Lord Mayor von Manchester und Großvater von James Watts, dem Mann von Christies älterer Schwester Madge. In ihrer 1977 veröffentlichten Autobiographie schreibt Christie über Abney Hall: «Für ein Kind war es ein wunderbares Haus, um darin Weihnachten zu feiern. Es war ein riesiges Anwesen im viktorianischen Stil und besaß nicht nur eine Unzahl von Zimmern, Gängen, un-

erwarteten Stufen, Hintertreppen, Vordertreppen, Alkoven, Erkern - alles, was ein Kind sich nur wünschen kann -, sondern auch eine Orgel und drei verschiedene Klaviere, welche man spielen konnte.» An anderer Stelle beschreibt sie «die Tische, die unter der Last der Schlemmereien ächzten, und die großzügige Gastlichkeit ... Es gab dort eine für jedermann zugängliche Speisekammer, in der man sich an Schokolade und Näschereien aller Art gütlich tun durfte, wann immer man wollte.» Und wenn Agatha nicht gerade mit essen beschäftigt war - gewöhnlich im Wettstreit mit James Watts' jüngeren Bruder Humphrey -, dann spielte sie mit ihm und seinen Brüdern Lionel und Miles und deren Schwester Nan. Vielleicht hatte sie diese Jugendfreunde im Sinn, als sie über die Kinder in der Geschichte schrieb und den Spaß, den diese an einem verschneiten Christfest mit «einem leibhaftigen Detektiv im Haus» hatten.

Der einsame Gott - *The Lonely God*

Er stand auf einem Regal im Britischen Museum, allein und verlassen inmitten einer Gesellschaft offensichtlich bedeutenderer Gottheiten. Diese ringsherum an den vier Wänden aufgereihten erhabeneren Wesen schienen alleamt ein übermäßig ausgeprägtes Bewusstsein der eigenen Überlegenheit zur Schau zu stellen. Auf dem Sockel eines jeden war das Land und das Volk vermerkt, das stolz gewesen war, ihn zu besitzen. An ihrer Stellung war nicht zu zweifeln; sie waren Gottheiten von Rang und als solche anerkannt. Nur der kleine Gott in der Ecke stand abseits und außerhalb ihrer Gesellschaft. Grob aus grauem Stein gehauen, die Gesichtszüge im Laufe der Zeit von Wind und Wetter fast unkenntlich gemacht, saß er entrückt abseits, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in den Händen vergraben; ein einsamer kleiner Gott in einem fremden Land. Es gab keine Inschrift, die das Land genannt hätte, aus dem er kam. Er war in der Tat verloren, ohne Ehre oder Ruhm, eine armselige kleine Figur, fern der Heimat. Niemand beachtete ihn, niemand blieb stehen, um ihn sich anzuschauen. Warum auch? Er war völlig unbedeutend, ein grauer Steinblock in einer Ecke. Rechts und links von ihm befanden sich zwei mexikanische Götter, vom Alter geglättet, gelassene Idole mit gefalteten Händen und grausamen Mündern, die zu einem Lächeln verzogen waren, das offen ihre Verachtung für die Menschheit zeigte. Außerdem gab es da einen rundlichen, ungemein anmaßenden kleinen Gott mit geballter Faust, der offenkundig an übersteigertem Selbstbewußtsein litt; dennoch blieben Vorbeikommende gelegentlich

stehen, um ihn flüchtig zu betrachten, wenn auch nur, um über den Gegensatz zwischen seiner Aufgeblasenheit und der lächelnden Gleichgültigkeit seiner mexikanischen Begleiter zu schmunzeln.

Und der kleine verlorene Gott saß mutlos da, den Kopf in den Händen, wie er jahrein, jahraus dagesessen hatte, bis eines Tages das Unmögliche geschah und er jemanden fand, der ihm huldigte.

«Post für mich?»

Der Portier holte einen Paken Briefe aus einem Fach, sah sie flüchtig durch und sagte mit ausdrucksloser Stimme:

«Nichts für Sie, Sir.»

Frank Oliver seufzte, als er den Club wieder verließ. Es gab keinen besonderen Grund, weshalb etwas für ihn hätte da sein sollen. Nur wenige Leute schrieben ihm. Seit er im Frühjahr aus Burma zurückgekehrt war, wurde ihm seine zunehmende Einsamkeit mehr und mehr bewußt.

Frank Oliver war ein Mann knapp über Vierzig, der die letzten achtzehn Jahre seines Lebens in verschiedenen Teilen der Erde verbracht hatte und zwischendurch nur kurz auf Urlaub in England gewesen war. Erst nachdem er sich zur Ruhe gesetzt und für immer in der Heimat niedergelassen hatte, wurde ihm zum ersten Mal klar, wie allein er doch auf der Welt war. Gewiß, da war seine Schwester Greta, die mit einem Geistlichen aus Yorkshire verheiratet war und alle Hände voll zu tun hatte, in der Kirchengemeinde mitzuhelfen und ihre kleinen Kinder großzuziehen. Greta hatte ihren einzigen Bruder natürlich sehr gern, aber nur sehr wenig Zeit für ihn übrig. Dann war da noch sein alter Freund Tom Hurley. Tom war mit einer netten, munteren, fröhlichen jungen Frau verheiratet, die sehr tatkräftig und praktisch veranlagt war und

vor der Frank insgeheim etwas Angst hatte. Sie sagte ihm munter, er dürfe kein griesgrämiger alter Hagestolz sein, und präsentierte ständig «nette Mädchen». Frank Oliver stellte fest, daß er nie wußte, was er mit diesen «netten Mädchen» reden sollte; sie bemühten sich eine Zeitlang um ihn und gaben ihn dann als hoffnungslosen Fall auf.

Und doch war er eigentlich nicht ungesellig. Er hatte ein großes Verlangen nach Gesellschaft und Gleichgesinnten, aber seit er wieder in England lebte, war er sich einer wachsenden Mutlosigkeit bewußt geworden. Er war zu lange fort gewesen, fand sich nicht mehr zurecht. Er verbrachte lange Tage damit, ziellos herumzuwandern und sich zu fragen, was um alles auf der Welt er als nächstes mit sich anfangen sollte.

An so einem Tag ergab es sich, daß er in das Britische Museum schlenderte. Er interessierte sich für Asiatika, und so kam es, daß er auf den einsamen Gott stieß. Dessen Zauber nahm ihn sofort gefangen. Hier war etwas, das ihm irgendwie ähnelte; hier war noch jemand, den es in ein fremdes Land verschlagen hatte. Es wurde ihm zur Gewohnheit, dem Museum häufig einen Besuch abzustatten, nur um die kleine graue Steinfigur auf ihrem unauffälligen Platz droben auf dem Regal zu betrachten.

«Pech für den kleinen Kerl», dachte er bei sich. «Hat früher vermutlich große Verehrung genossen, Kottaus und Opfertgaben und alles, was dazugehört.»

Er hatte begonnen, eine Art Besitzanspruch auf seinen kleinen Freund zu erheben – tatsächlich lief es schon fast auf ein Gefühl der Eigentümerschaft hinaus -, so daß er geneigt war, Unmut zu empfinden, als er feststellen mußte, daß der kleine Gott eine weitere Eroberung gemacht hatte. Er hatte den einsamen Gott entdeckt; kein anderer, wie er fand, hatte ein Recht, sich hier einzudrängen.

Aber nach einem kurzen Moment der Ungehaltenheit war er gezwungen, über sich selbst zu lächeln. Denn bei diesem zweiten Verehrer handelte es sich um ein so zierliches Dingelchen, ein so jämmerliches, bemitleidenswertes Geschöpf in einem schäbigen schwarzen Kostüm, das schon bessere Tage gesehen hatte - eine junge Frau, seiner Schätzung nach kaum über Zwanzig, mit blonden Haaren und blauen Augen und einem wehmütigen Zug um den Mund.

Insbesondere ihr Hütchen appellierte an seine Ritterlichkeit. Sie hatte es offenbar selbst garniert, und es bemühte sich so tapfer, schick zu sein, daß sein Scheitern nur um so mitleiderregender war. Sie war offensichtlich eine Dame, wenn auch eine verarmte, und er kam unverzüglich zu dem Schluß, daß sie eine Gouvernante war und allein auf der Welt.

Er fand bald heraus, daß sie den Gott jeden Dienstag und Freitag besuchte und daß sie immer um zehn Uhr vormittags kam, sobald das Museum geöffnet hatte. Zunächst empfand er ihre Anwesenheit als unliebsam, doch ganz allmählich begann sie zu einem der Hauptreize seines eintönigen Lebens zu werden. Tatsächlich machte die zweite Verehrerin dem Gegenstand der Verehrung schon bald seine Vorrangstellung bei Oliver streitig. Die Tage, an denen er «die einsame kleine Lady», wie er sie bei sich nannte, nicht sah, waren leer.

Vielleicht interessierte sie sich ebenso für ihn, obgleich sie bestrebt war, diese Tatsache durch geflissentliche Gleichgültigkeit zu kaschieren. Doch ganz allmählich begann sich zwischen ihnen ein Gefühl der Verbundenheit zu entwickeln, obgleich sie bislang noch kein gesprochenes Wort gewechselt hatten. Er argumentierte bei sich, daß sie ihn höchstwahrscheinlich nicht einmal be-

merkt hatte - was augenblicklich von einem inneren Gefühl Lügen gestraft wurde -, daß sie es als große Ungehörigkeit betrachten würde und dass er zudem keine Ahnung hatte, was er zu ihr sagen sollte.

Das Schicksal, oder der kleine Gott, war jedoch gnädig und schickte ihm eine Eingebung - oder was er dafür hielt. Mit diebischer Freude über die eigene Findigkeit erwarb er ein Damentaschentuch, ein zartes Tüchlein aus Batist und Spitze, das er sich kaum anzufassen traute, und solchermaßen bewaffnet, folgte er ihr, als sie ging, und sprach sie im Ägyptischen Saal an.

«Entschuldigen Sie, aber gehört das Ihnen?» Er versuchte, mit ungezwungener Gleichgültigkeit zu sprechen, scheiterte jedoch kläglich. Die Einsame Lady nahm das Tuch und gab vor, es eingehend und sorgfältig zu prüfen.

«Nein, das gehört mir nicht.» Sie gab es ihm zurück und fügte mit einem, wie er schuldbewußt fand, argwöhnischen Blick hinzu: «Das ist ganz neu. Der Preis steht noch darauf.»

Aber er war nicht gewillt, sich einzugestehen, daß er ertappt worden war. Er begann damit, eine Flut mehr als plausibler Erklärungen abzugeben.

«Ich habe es nämlich da drüben unter der großen Vitrine gefunden. Es lag direkt neben dem hintersten Bein.» Er war erleichtert ob seiner detaillierten Schilderung. «Und da Sie dort gestanden hatten, dachte ich, es müsse Ihnen gehören, und bin Ihnen damit nachgegangen.»

Sie sagte noch einmal: «Nein, es gehört mir nicht» und setzte, wie sich ihrer Unfreundlichkeit bewußt, hinzu: «Danke.»

Das Gespräch kam zu einem peinlichen Stillstand. Die junge Frau stand da, mit gerötetem Gesicht und verlegen,

offenkundig unsicher, wie sie sich mit Würde zurückziehen sollte. Er unternahm einen verzweifelten Versuch, seine Chance zu nutzen.

«Ich - ich wußte gar nicht, daß es in London noch jemanden gab, der sich für unseren kleinen einsamen Gott interessierte, bis Sie kamen.»

Sie antwortete eifrig, ihre Reserviertheit vergessend: «Dann nennen Sie ihn auch so?»

Falls sie das von ihm verwendete Pronomen bemerkt hatte, dann schien sie sich nicht daran zu stoßen. Sie hatte aus Überraschung Teilnahme gezeigt, und sein ruhiges «Selbstverständlich!» schien die natürlichste Antwort von der Welt zu sein.

Wieder herrschte Schweigen, doch diesmal war es ein verständnisvolles Schweigen. Gebrochen wurde es von der Einsamen Lady, die sich plötzlich auf die gesellschaftliche Konvention besann. Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf, und unter für eine so kleine Person geradezu grotesker Aufbietung ihrer ganzen Würde bemerkte sie in frostigem Ton:

«Ich muß jetzt gehen. Guten Morgen.» Und mit einem knappen, steifen Neigen des Kopfes ging sie davon, sehr gerade und aufrecht. Nach herkömmlichen Begriffen hätte Frank Oliver dies als Abfuhr empfinden müssen, aber es ist ein bedauerlicher Beweis für seine rapide fortschreitende Verderbtheit, daß er lediglich «Kleines Schätzchen!» bei sich murmelte.

Er sollte seine Kühnheit jedoch schon bald bereuen. Zehn Tage lang kam seine kleine Lady nicht in die Nähe des Museums. Er war verzweifelt! Er hatte sie vertrieben! Sie würde nie mehr herkommen! Er war ein Rohling, ein Schurke! Er würde sie nie wiedersehen!

In seiner Not suchte er das Britische Museum den ganzen Tag lang heim. Vielleicht hatte sie lediglich den Zeitpunkt ihres Besuchs geändert. Schon bald kannte er auch die angrenzenden Räume auswendig und entwickelte dabei einen bleibenden Haß auf Mumien. Der Museumswärter beobachtete ihn mit Argwohn, als er sich drei Stunden lang in assyrische Hieroglyphen vertiefte, und die eingehende Betrachtung endloser Vasen aus allen möglichen Epochen trieb ihn vor Langeweile schier zum Wahnsinn.

Doch eines Tages wurde seine Ausdauer belohnt. Sie kam wieder, das Gesicht geröteter als sonst und bemüht, selbstsicher zu wirken.

Er begrüßte sie mit munterer Fröhlichkeit. «Guten Morgen! Sie waren ja ewig nicht mehr da!»

«Guten Morgen.»

Sie ließ die Worte mit kühler Frostigkeit über ihre Lippen schlüpfen und ignorierte kalt den zweiten Teil seiner Begrüßung. Aber er war nun einmal verzweifelt.

«Hören Sie!» Er stand mit flehenden Augen vor ihr, die sie unwillkürlich an einen großen treuen Hund erinnerten. «Wollen wir nicht Freunde sein? Ich bin ganz allein in London – ganz allein auf der Welt -, und ich glaube, daß auch Sie allein sind. Wir sollten Freunde sein. Schließlich hat unser kleiner Gott uns miteinander bekannt gemacht.»

Sie blickte leicht zweifelnd zu ihm auf, doch um seine Mundwinkel zuckte ein leises Lächeln.

«Hat er das?»

«Selbstverständlich!»

Es war das zweite Mal, daß er diese höchst nachdrückliche Form der Bejahung benutzt hatte, die, wie schon zuvor, auch jetzt nicht ihre Wirkung verfehlte, denn nach

ein oder zwei Minuten sagte die junge Frau leicht erhaben, wie es ihre Art war:

«Nun gut.»

«Großartig», erwiderte er rauh, aber in seiner Stimme lag etwas, als er dies sagte, das die junge Frau veranlaßte, einen schnellen Blick auf ihn zu werfen, da plötzlich Mitleid in ihr aufwallte.

Und so begann die seltsame Freundschaft. Sie trafen sich zweimal in der Woche am Schrein eines kleinen heidnischen Idols. Zunächst beschränkten sie ihre Unterhaltung ausschließlich auf den kleinen Gott. Er war gewissermaßen eine Entschuldigung und ein Vorwand für ihre Freundschaft zugleich. Die Frage seiner Herkunft wurde ausgiebig erörtert. Der Mann beharrte darauf, ihm die blutrünstigsten Eigenschaften zuzuschreiben. Er stellte ihn als die Angst und den Schrecken seines Heimatlandes dar, mit einem unstillbaren Verlangen nach

Menschenopfern - ein Gott, dem sich sein Volk furchtsam und zitternd unterwarf. Das eigentlich Ergreifende lag, wie der Mann ausführte, in dem Gegensatz zwischen seiner einstigen Größe und seiner jetzigen Bedeutungslosigkeit.

Die Einsame Lady wollte nichts von dieser Theorie wissen. Er sei im Grunde ein gütiger kleiner Gott, behauptete sie. Sie bezweifelte, daß er jemals sehr mächtig gewesen war. Denn wenn er es gewesen wäre, so argumentierte sie, dann wäre er jetzt nicht verlassen und freundlich, und im übrigen sei er ein netter kleiner Gott. Sie liebe ihn, und sie könne den Gedanken nicht ertragen, daß er tagein, tagaus hier bei all diesen gräßlichen, hochnäsigen Kerlen sitzen müsse, die sich über ihn lustig machten, wie man ja deutlich sehen könne! Nach diesem

leidenschaftlichen Ausbruch war die kleine Lady ganz außer Atem.

Nachdem dieses Thema erschöpfend behandelt war, begann man natürlich von sich selbst zu sprechen. Er stellte fest, daß er richtig vermutet hatte. Sie war Gouvernante in einer Familie, die in Hampstead lebte. Er entwickelte auf der Stelle eine heftige Abneigung gegen die ihr anvertrauten Kinder: gegen Ted, der fünf war und nicht eigentlich unartig, sondern nur mutwillig, gegen die Zwillinge, die nun wirklich recht anstrengend waren, und gegen Molly, die nie das tat, was man ihr sagte, aber so ein Schatz war, daß man ihr nicht böse sein konnte!

«Sie lassen sich von diesen Kindern tyrannisieren», sagte er grimmig und vorwurfsvoll zu ihr.

«Aber nein», erwiderte sie lebhaft. «Ach bin ungemein streng mit ihnen.»

«Ach du lieber Gott!» sagte er lachend. Aber sie ließ ihn reumütig für seine Skepsis um Entschuldigung bitten.

Sie war Waise, wie sie ihm sagte, und ganz allein auf der Welt.

Nach und nach erzählte er ihr von seinem eigenen Leben: von seinem offiziellen Leben, das gewissenhaft und erfolgreich gewesen war, und von seiner inoffiziellen Beschäftigung, meterweise Leinwand zu verunzieren.

«Selbstverständlich verstehe ich nichts davon», erläuterte er. «Aber ich hatte schon immer das Gefühl, eines Tages etwas malen zu können. Ich kann ganz anständig zeichnen, aber ich würde gerne einmal ein richtiges Bild malen. Ein Mann, den ich früher kannte, meinte einmal, daß meine Technik nicht schlecht sei.»

Sie war neugierig, wollte Näheres hören. «Sie malen bestimmt schrecklich gut.»

Er schüttelte den Kopf. «Nein. Ich habe in letzter Zeit zwar einiges angefangen, aber alles enttäuscht weggeschmissen. Ich dachte immer, wenn ich die Zeit dazu hätte, wäre alles ein Kinderspiel. Ich habe diese Idee jahrelang mit mir herumgetragen, aber ich habe damit, wie mit allem, wohl zu lange gewartet.»

«Es ist nie zu spät - niemals», sagte die kleine Lady mit dem leidenschaftlichen Ernst der Jugend.

Er mußte über sie lächeln. «Glauben Sie wirklich, mein Kind? Für mich ist es für so manches zu spät.» Woraufhin die kleine Lady ihn auslachte und einen Methusalem nannte.

Sie begannen sich im Britischen Museum seltsam heimisch zu fühlen. Der zuverlässige und verständnisvolle Wärter, der in den Sälen die Runde machte, war ein Mann mit Taktgefühl, der beim Erscheinen der beiden gewöhnlich feststellte, daß sein anstrengender Dienst dringend seine Anwesenheit im angrenzenden Assyrischen Saal erforderte.

Eines Tages entschloß sich der Mann zu einem kühnen Schritt. Er lud die kleine Lady zum Tee ein!

Zuerst lehnte sie ab.

«Ich habe keine Zeit. Ich bin nicht unabhängig. Ich kann nur an den Vormittagen kommen, wenn die Kinder Französischunterricht haben.»

«Unsinn», sagte der Mann. «Sie könnten sich doch bestimmt einmal einen Tag freinehmen. Lassen Sie eine Tante oder einen Vetter zweiten Grades oder sonstwen sterben, aber kommen Sie! Wir gehen in ein kleines ABC-Cafe ganz in der Nähe und bestellen uns Korinthenbrötchen zum Tee! Ich sehe es Ihnen doch an, daß Sie Korinthenbrötchen mögen.»

«O ja, besonders die mit Zitronat!»

«Und einer hübschen Glasur obendrauf.»

«Die sind so schön dick und schmecken köstlich!»

«Ein Korinthenbrötchen», sagte Frank Oliver feierlich, «hat in der Tat etwas unendlich Tröstliches!» Damit war es abgemacht, und die kleine Gouvernante kam und hatte sich zu Ehren des Tages eine teure Treibhausrose in den Gürtel gesteckt.

Er hatte bemerkt, daß sie in letzter Zeit angespannt und bekümmert wirkte, und dieser Eindruck war an diesem Nachmittag stärker denn je, als sie an dem kleinen Martortisch den Tee einschenkte.

«Ärger mit den Kindern?» fragte er besorgt.

Sie schüttelte den Kopf. Sie schien in letzter Zeit seltsam abgeneigt, über die Kinder zu sprechen.

«Die sind schon in Ordnung. Die plagen mich nicht.»

«Wirklich nicht?»

Sein mitfühlender Ton schien sie in ungerechtfertigter Weise aufzuwühlen.

«O nein. Das ist es nicht. Aber - aber ich war tatsächlich einsam. So schrecklich einsam!» Ihr Ton war beinahe flehentlich. Gerührt sagte er rasch: «Aber ja, mein Kind, ich weiß - ich weiß.»

Nach kurzer Pause bemerkte er munter: «Wissen Sie eigentlich, daß Sie mich noch nie nach meinem Namen gefragt haben?»

Sie hob abwehrend die Hand.

«Bitte, ich möchte ihn nicht wissen. Und fragen Sie nicht nach meinem. Lassen Sie uns einfach zwei einsame Menschen sein, die sich begegnet sind und angefreundet haben. Das macht alles viel schöner - und so anders.»

Er sagte langsam und nachdenklich: «Nun gut. In einer ansonsten einsamen Welt werden wir zwei Menschen sein, die außer sich niemanden haben.»

Das war ein bißchen etwas anderes, als das, was sie gesagt hatte, und es schien ihr schwerzufallen, das Gespräch fortzusetzen. So beugte sie sich nur tiefer und tiefer über ihren Teller, bis nur noch die Krone ihres Hutes zu sehen war.

«Ihr Hut ist wirklich hübsch», sagte er, damit sie ihren Gleichmut wiedergewann.

«Ich habe ihn selbst garniert», teilte sie ihm stolz mit. «Das habe ich mir gleich gedacht», antwortete er, in munterer Einfalt genau das Falsche sagend.

«Leider ist er nicht so elegant ausgefallen, wie ich es mir vorgestellt hatte!»

«Ich finde den Hut absolut reizend», sagte er loyal. Wieder bemächtigte Befangenheit sich ihrer. Dann brach Frank Oliver mutig das Schweigen.

«Kleine Lady, ich wollte es Ihnen noch nicht sagen, aber ich kann nicht anders. Ich liebe Sie. Ich begehre Sie. Ich liebe Sie seit dem Moment, als ich Sie zum ersten Mal in Ihrem kleinen schwarzen Kostüm da stehen sah. Liebste, wenn zwei einsame Menschen zueinander fänden, dann gäbe es keine Einsamkeit mehr. Und ich würde arbeiten, oh, wie ich arbeiten würde! Ich würde Sie malen. Ich könnte es, ich weiß, daß ich das könnte. Ach, mein kleines Mädchen, ich kann ohne Sie nicht leben!»

Seine kleine Lady sah ihn unverwandt an. Aber was sie dann sagte, war das letzte, was er von ihr zu hören erwartet hätte. Ganz ruhig und deutlich sagte sie: «Sie haben das Taschentuch gekauft!»

Er war verblüfft über diesen Beweis weiblichen Scharfsinns, aber noch mehr verblüffte ihn, daß sie ihm seine List gerade jetzt vorhielt. Nach so langer Zeit hätte man meinen sollen, dass ihm verziehen worden war.

«Ja», gab er demütig zu. «Ich suchte einen Vorwand, um Sie anzusprechen. Sind Sie sehr böse auf mich?» Er wartete unterwürfig auf ihr verdammendes Urteil.

«Ich fand das süß von Ihnen!» rief die kleine Lady ungestüm aus. «Einfach süß!» Sie brach unsicher ab.

Frank Oliver fuhr mit rauher Stimme fort:

«Sagen Sie, darf ich hoffen? Ich weiß, ich bin ein häßlicher, ungeschlachter alter Kerl - »

Die Einsame Lady fiel ihm ins Wort.

«Nein, das sind Sie nicht! Ich möchte Sie gar nicht anders haben, in keiner Hinsicht. Ich liebe Sie so, wie Sie sind. Nicht weil Sie mir leid tun, nicht weil ich allein auf der Welt bin und jemanden haben möchte, der mich liebt und sich um mich kümmert, sondern weil- weil Sie sind, wie Sie sind. Verstehen Sie jetzt?»

«Ist das wahr?» fragte er fast flüsternd. Und sie antwortete fest: «Ja, es ist wahr.»

Von diesem Wunder waren beide wie überwältigt. Schließlich sagte er in merkwürdigem Ton:

«Dann haben wir das Paradies gefunden, Liebste!»

«In einem ABC-Cafe», antwortete sie mit einer Stimme, in der Tränen und Lachen lagen. Doch irdische Paradiese sind nicht von Dauer. Die kleine Lady sprang mit einem Schrei auf.

«Ich hatte keine Ahnung, daß es schon so spät ist! Ich muß auf der Stelle gehen.»

«Ich bringe Sie nach Hause.»

«Nein, nein, nein!»

Er sah sich gezwungen, sich ihrer Beharrlichkeit zu beugen, und begleitete sie nur bis zum U-Bahnhof.

«Lebe wohl, Liebster.» Sie umklammerte seine Hand mit einer Heftigkeit, an die er sich noch lange erinnern sollte.

«Lebe wohl, aber nur bis morgen», erwiderte er munter. «Um zehn Uhr, wie üblich, und dann werden wir einander unsere Namen sagen und unsere Lebensläufe erzählen und schrecklich praktisch und prosaisch sein.»

«Lebe wohl, auch du, Paradies», flüsterte sie. «Das wird immer bei uns sein, mein Engel!»

Sie lächelte ihn an, aber wieder mit diesem traurigen, flehentlichen Blick, der ihn mit Besorgnis erfüllte und den er nicht ergründen konnte. Dann trug der erbarungslose Aufzug sie nach unten davon.

Ihre letzten Worte hatten ihn seltsam beunruhigt, aber er verbannte sie entschlossen aus seinen Gedanken und ersetzte sie durch freudige Erwartung des morgigen Tages.

Um zehn Uhr war er zur Stelle, am gewohnten Ort. Zum ersten Mal fiel ihm auf, wie feindselig die anderen Idole auf ihn herabblickten. Es hatte fast den Anschein, als besäßen sie ein verborgenes böses Wissen, das ihn betraf und über das sie sich hämisch freuten. Ihre Abneigung machte ihn beklommen.

Die kleine Lady hatte sich verspätet. Warum kam sie nicht? Die Atmosphäre des Saales begann ihn nervös zu machen. Noch nie war ihm sein kleiner Freund - sein und ihr Gott - so absolut machtlos erschienen wie heute. Ein hilfloser Block aus Stein, der in seine eigene Verzweiflung vertieft war!

Seine Überlegungen wurden von einem kleinen, aufgeweckten Jungen unterbrochen, der sich neben ihn gestellt hatte und ihn ernst von Kopf bis Fuß musterte. Mit dem Ergebnis seiner Beobachtungen offenbar zufrieden, hielt er ihm einen Brief hin.

«Für mich?»

Es stand kein Name darauf. Er nahm den Brief, woraufhin sich der kleine Junge aus dem Staub machte. Frank Oliver las langsam und ungläubig den Brief. Er war nur kurz.

Liebster,

Ich kann Sie nicht heiraten. Bitte vergessen Sie, daß ich je in Ihr Leben trat, und versuchen Sie mir zu verzeihen, falls ich Sie verletzt habe. Versuchen Sie nicht, mich zu finden, denn es wird zwecklos sein. Ich sage wirklich «Lebewohl».

Die Einsame Lady

Es folgte ein Postskriptum, das offenbar im letzten Moment hinzugefügt worden war:

Ich liebe Sie. Ich liebe Sie wirklich.

Und dieses kleine impulsive Postskriptum war sein einziger Trost in den Wochen, die darauf folgten. Selbstredend mißachtete er ihre ausdrückliche Anweisung, nicht nach ihr zu suchen, aber es war alles vergebens. Sie war wie vom Erdboden verschluckt, und er hatte keinen Anhaltspunkt, um sie ausfindig machen zu können. Verzweifelt gab er Annoncen auf, in denen er sie in verschleierte Worten beschwor, ihm wenigstens eine Erklärung für ihr rätselhaftes Verhalten zu geben, aber der Lohn für seine Bemühungen war nur undurchdringliches Schweigen. Sie war fort, würde nie mehr zurückkommen.

Und da begann er zum ersten Mal in seinem Leben, wirklich zu malen. Seine Technik war schon immer gut gewesen. Nun gingen Kunstfertigkeit und Inspiration eine glückliche Verbindung ein.

Das Bild, mit dem er sich einen Namen machte und das seinen Ruhm begründete, wurde angenommen und in der

Akademie ausgestellt und galt als das Bild des Jahres, sowohl wegen der hervorragenden Behandlung des Themas als auch wegen der meisterhaften Ausführung und Technik. Außerdem besaß es etwas Rätselhaftes, das es auch für das breite Publikum interessant machte.

Die Anregung dazu hatte ihm der Zufall geliefert. Ein Märchen in einer Zeitschrift hatte seine Phantasie beflügelt.

Es war die Geschichte einer vom Glück gesegneten Prinzessin, die immer alles bekam, was sie wollte. Äußerte sie einen Wunsch, so wurde er auf der Stelle erfüllt. Eine Bitte? Sie wurde gewährt. Die Prinzessin hatte liebevolle Eltern, große Reichtümer, wunderschöne Kleider und prächtigen Schmuck, Sklaven, die sie bedienten und jeder Laune von ihr nachkamen, lachende Gespielinnen, die ihr Gesellschaft leisteten, alles, was das Herz einer Prinzessin nur begehren konnte. Die stattlichsten und reichsten Prinzen machten ihr den Hof und hielten vergebens um ihre Hand an und waren bereit, Drachen ohne Zahl zu töten, um ihre Liebe zu beweisen. Dennoch war die Einsamkeit der Prinzessin größer als die des ärmsten Bettlers im Lande.

Er hörte auf zu lesen. Das weitere Schicksal der Prinzessin interessierte ihn nicht. Vor ihm war ein Bild der mit irdischen Gütern gesegneten Prinzessin mit der traurigen, einsamen Seele aufgestiegen, übersättigt mit Glück, erstickt mit Luxus, verhungert in einem Palast des Überflusses.

Er begann mit geballter Energie zu malen, erfüllt von der unbändigen Freude des Schaffensdrangs.

Er stellte die Prinzessin auf einem Diwan ruhend dar, umgeben von ihrem Hofstaat. Eine Orgie orientalischer Farben beherrschte das Bild. Die Prinzessin trug ein

wundervolles Kleid mit seltsam bunten Stickereien; ihr goldenes Haar fiel herab, und auf dem Kopf trug sie einen üppig mit Juwelen besetzten Reif. Ihre Gespielinnen umringten sie, und zu ihren Füßen knieten Prinzen mit kostbaren Geschenken. Das ganze Bild strahlte Luxus und verschwenderische Fülle aus.

Doch das Gesicht der Prinzessin war abgewandt; sie achtete nicht auf die Fröhlichkeit und Ausgelassenheit um sie herum. Ihr Blick war auf eine dunkle und düstere Ecke gerichtet, in der etwas stand, das so gar nicht in das Bild zu passen schien: ein kleines Idol aus grauem Stein, den Kopf in hemmungsloser Verzweiflung in den Händen vergraben.

Paßte es tatsächlich nicht dazu? Die Augen der jungen Prinzessin ruhten seltsam verständnisvoll auf dem Idol, als zöge eine erste Ahnung der eigenen Isoliertheit unwiderstehlich ihren Blick an. Sie waren seelenverwandt, die beiden. Die Welt lag ihr zu Füßen - und doch war sie allein: eine einsame Prinzessin, die einen einsamen kleinen Gott betrachtet.

Ganz London sprach über das Bild, Greta schrieb hastig ein paar Zeilen aus Yorkshire, um ihm zu gratulieren, und Tom Hurleys Frau bestürmte Frank Oliver, «für ein Wochenende zu kommen und ein wirklich entzückendes Mädchen kennenzulernen, eine große Bewundererin deiner Kunst». Frank Oliver lachte sarkastisch auf und warf den Brief ins Feuer. Der Erfolg hatte sich eingestellt - aber was bedeutete er ihm schon? Er wollte nur eins: die Einsame Kleine Lady, die für immer aus seinem Leben verschwunden war.

Es war während der Rennwoche in Ascot, als sich in einer gewissen Abteilung des Britischen Museums der Wärter verwundert die Augen rieb und sich fragte, ob er

träumte, da dies nicht der Ort war, an dem man eine für Ascot gewandete Erscheinung in einem Spitzenkleid und einem hinreißenden Hut zu sehen erwartete, eine veritable Nymphe, wie von einem Pariser Genie gemalt. Der Wärter starrte sie verzückt an.

Der einsame Gott war vielleicht nicht ganz so überrascht. Möglicherweise war er auf seine Art doch ein mächtiger kleiner Gott; auf jeden Fall war hier jemand in den Schoß seiner Anbeter zurückgekehrt.

Die Einsame Kleine Lady blickte unverwandt zu ihm hinauf, und ihre Lippen bewegten sich flüsternd : «Lieber kleiner Gott, ach, bitte, lieber kleiner Gott, hilf mir! Ach hilf mir doch bitte!»

Vielleicht fühlte sich der kleine Gott geschmeichelt. Vielleicht hatten, sofern er tatsächlich eine so blutrünstige, unversöhnliche Gottheit war, wie Frank Oliver ihn dargestellt hatte, die langen trostlosen Jahre und der Lauf der zivilisierten Welt sein kaltes, steinernes Herz erweicht. Vielleicht hatte die Einsame Kleine Lady die ganze Zeit recht gehabt, und er war in der Tat ein gütiger kleiner Gott. Vielleicht war es auch nur ein Zufall. Aber wie dem auch sei, genau in diesem Moment trat Frank Oliver langsam und bedrückt durch die Tür des

Assyrischen Saals.

Er blickte auf und sah die Pariser Nymphe.

Im nächsten Moment hielt er sie in seinen Armen, und sie stammelte hastig und abgehackt:

«Ich war so einsam - du weißt es, du mußt die Geschichte gelesen haben, die ich schrieb; du hättest das Bild nicht malen können, wenn du sie nicht gelesen und verstanden hättest. Die Prinzessin war ich; ich hatte alles, und trotzdem war ich unsagbar einsam. Eines Tages wollte ich eine Wahrsagerin aufsuchen und lieh mir dafür

Sachen meiner Zofe. Unterwegs kam ich kurz hier herein und sah dich den kleinen Gott betrachten. So fing alles an. Ich spielte dir etwas vor - ach, das war so abscheulich von mir, aber ich fuhr damit fort, und später wagte ich nicht, dir zu gestehen, daß ich dich derart angelogen hatte. Ich dachte, du würdest Abscheu empfinden, wenn du erfährst, wie ich dich getäuscht habe. Ich konnte es nicht ertragen, dass du es herausfindest, und darum ging ich fort. Dann schrieb ich die Geschichte, und gestern sah ich dein Gemälde. Es war doch von dir, oder?»

Nur die Götter kennen in vollem Umfang die Bedeutung des Wortes «Undankbarkeit». Es darf vermutet werden, daß der einsame kleine Gott die verwerfliche Undankbarkeit der menschlichen Natur kannte. Als Gottheit boten sich ihm einzigartige Gelegenheiten, sie zu beobachten, doch in der Stunde der Prüfung brachte er, dem Opfer ohne Zahl dargebracht worden waren, nun seinerseits ein Opfer. Er opferte die beiden einzigen Menschen, die ihm in einem fremden Land gehuldigt hatten, und bewies dadurch, daß er auf seine Art doch ein

großer kleiner Gott war, denn er opferte alles, was er besaß.

Durch seine verschränkten Finger hindurch verfolgte er, wie sie Hand in Hand hinausgingen, ohne einen Blick zurückzuwerfen, zwei Menschen, die das Paradies gefunden hatten und seiner nicht länger bedurften.

Was war er denn schon weiter als ein sehr einsamer kleiner Gott in einem fremden Land?

Nachwort

The Lonely God erschien erstmals im Juli 1926 im Royal Magazine. Es ist eine der wenigen rein romantischen Kurzgeschichten von Agatha Christie, und sie selbst hielt sie für «bejammernswert sentimental».

Die Geschichte ist jedoch deshalb interessant, weil sie auf Christies lebenslanges Interesse an der Archäologie hindeutet, ihre Lieblingsbeschäftigung, wie sie sie in ihrem Beitrag zu Michael Parkinson's Confessions Album (1973) nennt, einem Buch, das für wohltätige Zwecke herausgegeben wurde. Das gemeinsame Interesse an der Archäologie führte zu der Begegnung mit dem Mann, der ihr zweiter Ehemann wurde, dem berühmten Archäologen Max Mallowan. Nach dem Zweiten Weltkrieg verbrachten sie und Mallowan lange Zeit jedes Frühjahr in Nimrud in Assyrien, und Christies eigener Bericht über die Ausgrabungen in Tel Brak in Syrien in den Jahren 1937 und 1938, Come Tell Me How You Live; 1946 (Erinnerung an glückliche Tage), ist ein unterhaltsamer und informativer Führer, der viel über die archäologischen Stätten und diese wichtige andere Seite ihres Wesens verrät. Obgleich sie auf Expeditionen anscheinend nie schrieb, lieferten ihr die dabei gemachten Erfahrungen Material für mehrere Romane, darunter die Poirot-Krimis Murder in Mesopotamia; 1936

(Mord in Mesopotamien), Death an the Nile; 1937 (Der Tod auf dem Nil) und Appointment with Death; 1938 (Der Tod wartet) sowie das ungewöhnliche Buch Death Comes as the End; 1944 (Rächende Geister), das zweitausend Jahre vor Christi Geburt im antiken Ägypten spielt.

Die Schatzsuche - *Manx Gold*

Vorwort

Manx Gold (Die Schatzsuche) ist keine gewöhnliche Kriminalgeschichte, sondern etwas vermutlich Einmaliges. Zwar gibt es zwei Detektive herkömmlichen Stils, die mit einem besonders brutalen Mord konfrontiert werden, aber es geht ihnen nicht in erster Linie darum, den Mörder zu finden. Die beiden sind weit mehr daran interessiert, eine Reihe von Hinweisen auf den Verbleib eines versteckten Schatzes zu entschlüsseln, eines Schatzes, den es nicht nur auf dem Papier gab! Was natürlich einiger Erklärungen bedarf...

Im Winter des Jahres 1929 hatte Arthur B. Crookall, Alderman (Ratsherr) auf der Isle of Man, eine ausgefallene Idee. Crookall war Vorsitzender des «Dune Effort», eines Komitees, dessen Aufgabe es war, den Fremdenverkehr auf der Insel anzukurbeln. Inspiriert durch die zahlreichen Sagen über die Schmuggler der Insel und die von ihnen angehäuften Reichtümer, kam er auf die Idee, eine Schatzsuche zu veranstalten. Auf der Isle of Man sollte ein echter Schatz versteckt werden, und die für sein Auffinden erforderlichen Hinweise sollten in die Handlung einer Kriminalgeschichte eingebaut sein. Am Anfang meldeten einige Mitglieder des Komitees Vorbehalte gegen Crookalls Vorschlag an, der letztendlich jedoch angenommen wurde. Das Komitee kam überein, das Isle of Man Treasure Hunt Scheine zu Beginn der Ferienzeit durchzuführen, und zwar zeitgleich mit der Tourist Trophy, einem internationalen Motorradrennen, das in je-

nem Jahr zum vierundzwanzigsten Mal stattfand, sowie weiteren alljährlichen Veranstaltungen, wie der «Krönung der Rosenkönigin» und der Mitternachtsregatta.

Aber Crookall mußte jemanden finden, der die Geschichte schrieb, die sich um die Schatzsuche rankte. Und wer wäre da besser geeignet gewesen als Agatha Christie?

Überraschenderweise und für ein Honorar von nur sechzig Pfund nahm Christie den Auftrag an, der gewiß ihr ungewöhnlichster war. Ende April des Jahres 1930 besuchte sie die Isle of Man, wo sie sich als Gast des Lieutenant Governor der Insel aufhielt, bevor sie nach Devon zurückkehrte, da ihre Tochter erkrankt war. Christie und Crookall verbrachten mehrere Tage damit, die Details der Schatzsuche zu erörtern, und besuchten verschiedene Orte und Stätten, um zu entscheiden, wo der Schatz versteckt werden sollte und welche Form die Hinweise haben sollten.

Die daraus resultierende Geschichte Manx Gold wurde Ende Mai vom Daily Dispatch in fünf Folgen veröffentlicht. Der Dispatch erschien in Manchester und war vermutlich deshalb ausgewählt worden, weil das Komitee ihn für die Tageszeitung hielt, die potentielle englische Besucher der Insel wohl am ehesten lasen. Zusätzlich wurde Manx Gold in Form einer Broschüre herausgebracht, von der eine Viertelmillion Exemplare an die Hotels und Pensionen der Insel verteilt wurden. Die fünf Hinweise wurden separat veröffentlicht, und als der Tag, an dem der erste im Dispatch erscheinen sollte, näher rückte, rief das June Effort Committee jedermann auf, «mitzumachen, um den größtmöglichen Werbeeffect für die Schatzsuche zu erzielen». Mehr Fremdenverkehr bedeutete mehr Einnahmen, und so wurden auch mehrere

hundert «Heimkehrer» darauf aufmerksam gemacht, die in die Vereinigten Staaten ausgewandert waren und im Juni als Ehrengäste auf der heimatlichen Insel erwartet wurden. Wie es in der damaligen Werbung hieß, war dies «eine Gelegenheit für alle Amateurdetektive, ihr Können unter Beweis zu stellen». Um mit Juan und Fenella konkurrieren zu können, wurde empfohlen, genau wie die

beiden auf «ausgezeichnetes Kartenmaterial ... diverse Führer mit Beschreibungen der Insel ...ein Buch über die Folklore und ein Buch über die Geschichte der Insel zurückzugreifen. Die Auflösungen zu den Hinweisen finden sich im Nachwort der Geschichte.

Die Schatzsuche

Old Mylecharane lebte nahe dem Meer,
Hoch droben in luftigen Höhn.
Sein Land war vor Ginster so golden und gelb,
Sein Töchterchen jung und so schön.
«Ach Vater, man sagt; du hast Schätze ohn' Zahn,
Doch versteckt sind sie, sehn nicht den Tag.
Das einzige Gold ist der Ginster allhier,-
Was hast du getan damit, sag?»
«Mein Gold liegt versperrt in einer Truhe aus Holz,
Die ich warf in die See und die sank.
Und dort ruht es, schimmernd wie ein Anker aus Stahl,
So sicher und fest wie die Bank.»

«Ich mag dieses Lied», sagte ich anerkennend, als Fenella geendet hatte.

«Das solltest du auch», sagte Fenella. «Schließlich handelt es von unserem Vorfahr, deinem und meinem. Dem Großvater von Onkel Myles. Er hat sich mit Schmuggeln ein Vermögen erworben und es irgendwo versteckt, und kein Mensch weiß, wo.»

Ahnenkunde ist Fenellas starke Seite. Sie interessiert sich für alle ihre Vorfahren. Meine Neigungen sind rein moderner Natur. Die schwierige Gegenwart und die ungewisse Zukunft nehmen meine ganze Energie in Anspruch. Aber ich mag es, wenn Fenella die alten Balladen von der Isle of Man singt.

Fenella ist hinreißend. Sie ist meine leibliche Cousine und außerdem, von Zeit zu Zeit, meine Verlobte. Wenn bei uns finanzieller Optimismus herrscht, sind wir verlobt. Wenn uns eine entsprechende Woge des Pessimismus erfaßt und uns klar wird, daß wir noch mindestens

zehn Jahre mit dem Heiraten warten müssen, entloben wir uns wieder.

«Hat denn noch nie jemand versucht, den Schatz zu finden?» erkundigte ich mich.

«Und ob! Aber man hat ihn nie gefunden.»

«Vielleicht hat man die Sache nicht systematisch angepackt.»

«Onkel Myles hat es mal allen Ernstes versucht», sagte Fenella. «Er meinte, jeder Mensch mit ein bißchen Grips sollte eigentlich imstande sein, eine leichte Aufgabe wie diese zu lösen.»

Das klang ganz nach unserem Onkel Myles, einem kauzigen und exzentrischen alten Herrn, der auf der Isle of Man lebte und einen Hang zu kategorischen Aussagen hatte. Genau in diesem Moment kam die Post - und der Brief?

«Allmächtiger!» rief Fenella aus. «Wenn man vom Teufel spricht - von Engeln, meine ich. Onkel Myles ist tot!» Sowohl sie als auch ich hatten unseren exzentrischen Verwandten nur zweimal gesehen, so daß keiner von uns vorgeben konnte, zutiefst betroffen zu sein. Der Brief kam von einer Anwaltskanzlei in Douglas und teilte uns mit, daß laut Testament von Mr. Myles Mylecharane, verschieden, Fenella und ich zu gleichen Teilen Erben seines Nachlasses waren, bestehend aus einem Haus in der Nähe von Douglas und einem verschwindend kleinen Einkommen. Beigelegt war ein versiegelter Umschlag, der gemäß Mr. Mylecharanes Verfügung nach seinem Tod an Fenella weiterzuleiten war. Diesen Brief öffneten wir und lasen den erstaunlichen Inhalt. Ich gebe ihn hier in voller Länge wieder, da es sich um ein wahrhaft charakteristisches Dokument handelt.

Liebe Fenella, lieber Juan (denn ich gehe davon aus, daß da, wo einer von Euch ist, der andere nicht weit entfernt sein kann - jedenfalls munkelt man das),

Ihr werdet Euch vielleicht erinnern, mich sagen gehört zu haben, für jeden Menschen mit ein bißchen Grips sei der Schatz mühelos zu finden, den dieser reizende Halunke von Großvater versteckt hat. Ich legte diesen Grips an den Tag - und mein Lohn waren vier Truhen mit purem Gold. Genau wie im Märchen, stimmt's? An lebenden Verwandten habe ich nur vier, Euch beide, meinen Nefen Ewan Corjeag, von dem ich stets habe sagen hören, er sei ein ganz und gar übles Subjekt, und einen Vetter, einen Dr. Fayll, über den ich nur sehr wenig weiß, und dieses Wenige ist nichts Gutes.

Meinen eigentlichen Besitz hinterlasse ich Euch beiden, aber ich glaube, daß mir eine gewisse Verpflichtung auferlegt ist bezüglich dieses «Schatzes», der mir einzig und allein durch meine Findigkeit zugefallen ist. Mein reizender Vorfahr wäre, wie ich meine, höchst ungehalten über mich, wenn ich den Schatz lediglich weitervererben würde. Und darum habe ich mir nun meinerseits ein kleines Rätsel ausgedacht.

Es sind noch immer vier «Schatztruhen» vorhanden (wenn auch in zeitgemäßerer Form als Goldbarren oder Goldmünzen), und es soll vier Konkurrenten geben - meine vier lebenden Verwandten. Am gerechtesten wäre es natürlich, jedem von ihnen eine «Truhe» zuzuweisen - aber auf der Welt, liebe Kinder, geht es nun einmal nicht gerecht zu. Der Sieg gehört dem Schnellsten - und oft dem Skrupellosesten!

Wer bin ich, wider die Natur zu handeln? Ihr müßt eben Euren Verstand gegen die beiden anderen aufbieten. Eure Chancen stehen, wie ich fürchte, ziemlich schlecht.

Gutmütigkeit und Arglosigkeit werden auf dieser Welt selten belohnt. Davon bin ich so felsenfest überzeugt, daß ich bewußt gemogelt habe (eine weitere Ungerechtigkeit, wie Ihr bemerken werdet!). Dieser Brief an Euch geht vierundzwanzig Stunden früher ab als die Briefe an die beiden anderen.

Ihr habt somit eine gute Chance, Euch den ersten «Schatz» zu sichern – vierundzwanzig Stunden Vorsprung sollten, sofern Ihr nur ein bißchen Grips habt, genügen.

Die Hinweise für das Aufspüren dieses Schatzes befinden sich in meinem Haus in Douglas.

Die Hinweise für den zweiten «Schatz» werden erst bekanntgegeben, nachdem der erste Schatz gefunden wurde. Im zweiten und allen weiteren Fällen fangt Ihr also alle am gleichen Punkt an. Ich wünsche Euch viel Erfolg, und nichts würde mir größere Freude bereiten, als daß Ihr alle vier «Truhen» bekommt, aber aus Gründen, die ich bereits genannt habe, halte ich dies für höchst unwahrscheinlich. Denkt daran, daß sich der liebe Ewan nicht durch irgendwelche Skrupel wird aufhalten lassen. Begeht nicht den Fehler, ihm in irgendeiner Hinsicht zu trauen. Was Dr. Richard Faylll betrifft, so weiß ich sehr wenig über ihn, aber ich könnte mir denken, daß man bei ihm auf alles gefaßt sein muß.

Viel Glück Euch beiden! Es grüßt Euch, mit wenig Hoffnung bezüglich Eures Erfolges,

Euer Onkel Myles Mylecharane

Als wir zu Ende gelesen hatten, sprang Fenella mit einem Satz neben mir auf.

«Was ist denn?» rief ich.

Fenella begann hastig im Kursbuch zu blättern.

«Wir müssen so schnell wie möglich auf die Isle of Man», rief sie aus. «Wie kann er es wagen, uns gutmütig und arglos und blöd zu nennen! Dem werd ich's zeigen! Juan, wir werden sämtliche vier Truhen finden, heiraten und glücklich leben bis an unser seliges Ende, mit Rolls-Royce- Limousinen und Lakaien und marmornen Bädern. Aber wir müssen auf der Stelle auf die Isle of Man!»

Inzwischen waren vierundzwanzig Stunden vergangen. Wir waren in Douglas eingetroffen, hatten mit den Anwälten gesprochen und standen nun in Maughold House vor Mrs. Skillicorn, der Haushälterin unseres Onkels selig, einer etwas furchteinflößenden Frau, die sich angesichts Fenellas Eifer ein wenig zugänglicher zeigte.

«Hatte schon komische Einfälle, Ihr Onkel», sagte sie. «Hat anderen immer gern was zum Knobeln und zum Sinnieren aufgegeben.»

«Aber die Hinweise!» rief Fenella. «Was ist mit den Hinweisen?»

Bedächtig, wie sie alles tat, verließ Mrs. Skillicorn das Zimmer. Nach mehrminütiger Abwesenheit kam sie zurück und hielt uns ein zusammengefaltetes Blatt Papier hin.

Wir entfalteten es begierig. Es enthielt einen holperigen Vers in der krakeligen Handschrift meines Onkels.

S und W und N und O
Sind der Himmelsrichtungen vier.
Ostwind schadet Mensch und Tier.
Nach Westen geh, nach Norden und Süden,
Doch vor dem Osten sollst du dich hüten.

«Oh!» sagte Fenella verständnislos.

«Oh!» sagte ich etwa im gleichen Tonfall.

Mrs. Skillicorn lächelte uns mit grimmigem Vergnügen an.

«Macht nicht gerade viel Sinn, was?» sagte sie hilfreicherweise.

«Es ist - ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll», sagte Fenella kläglich.

«Der Anfang», sagte ich fröhlicher, als mir zumute war, « ist immer das Schwerste. Wenn wir erst einmal losgelegt haben -»

Mrs. Skillicorn lächelte grimmiger denn je. Die Frau war wirklich deprimierend.

«Können Sie uns denn gar keinen Tip geben?» fragte Fenella einschmeichelnd.

«Ich weiß von überhaupt nichts. Hat mich ja nicht ins Vertrauen gezogen, Ihr Onkel. Ich habe ihm gleich gesagt, er soll sein Geld auf die Bank tun und Schluß. Keine Ahnung, was er da wieder ausgeheckt hat.»

Ist er nie mit irgendwelchen Truhen oder etwas Ähnlichem weggegangen?»

«Bestimmt nicht.»

«Und Sie wissen nicht, wann er die Sachen versteckt hat - ob erst kürzlich oder schon vor längerer Zeit?» Mrs. Skillicorn schüttelte den Kopf.

«Tja», sagte ich in bewußt aufmunterndem Ton, «da gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder der Schatz ist hier vergraben, direkt auf dem Grundstück, oder aber er ist irgendwo auf der Insel versteckt. Natürlich kommt es auf den Umfang an.»

Plötzlich hatte Fenella einen Geistesblitz.

«Sie haben nicht zufällig bemerkt, ob etwas fehlt?» sagte sie. «Von den Sachen meines Onkels, meine ich.»

«Das ist ja komisch, daß Sie mich das fragen -»

«Also fehlt etwas?»

«Wie gesagt, wirklich komisch, daß Sie das fragen. Schnupftabakdosen - mindestens vier Stück davon sind einfach spurlos verschwunden.»

«Vier Stück!» rief Fenella aus. «Das muß es sein! Wir sind auf der richtigen Spur. Laß uns in den Garten gehen und nachsehen.»

«Im Garten ist nichts», sagte Mrs. Skillicorn. «Wenn da was wäre, wüßte ich es. Ihr Onkel hätte da draußen nichts verbuddeln können, ohne daß ich was gemerkt hätte.»

«Er erwähnt Himmelsrichtungen», sagte ich. «Das erste, was wir brauchen, ist eine Karte der Insel.»

«Auf dem Schreibtisch liegt eine», sagte Mrs. Skillicorn. Fenella entfaltete sie voller Eifer.

Dabei flatterte etwas heraus. Ich hob es auf.

«Was haben wir denn da?» sagte ich. «Sieht aus wie ein weiterer Hinweis.»

Wir beugten uns gespannt darüber. Es schien eine Art Lageplan zu sein. Er zeigte ein Kreuz und einen Kreis und einen Pfeil und

gab in etwa die Himmelsrichtungen an, war aber alles andere als aufschlußreich. Wir studierten ihn schweigend.

«Nicht sehr aufschlußreich, stimmt's?» sagte Fenella. «Man muß natürlich ein bisschen herumknobeln», sagte ich. «Wir können nicht erwarten, daß es uns gleich in die Augen springt.»

Mrs. Skillicorn unterbrach uns mit dem Vorschlag, zu Abend zu essen, den wir gerne annahmen.

«Und könnten wir bitte Kaffee bekommen?» sagte Fenella. «Viel Kaffee - und sehr stark.»

Mrs. Skillicorn setzte uns eine ausgezeichnete Mahlzeit vor und brachte uns zum Abschluß eine große Kanne Kaffee.

«Und jetzt», sagte Fimella, «an die Arbeit!»

«Als erstes», sagte ich, «die Richtung. Das hier scheint eindeutig auf den Nordosten der Insel hinzuweisen.»
«Scheint so. Werfen wir einen Blick auf die Karte.» Wir studierten aufmerksam die Karte.

«Alles hängt davon ab, wie man die Sache betrachtet», sagte Fenella. «Stellt das Kreuz da den Schatz dar? Oder eher so etwas wie eine Kirche? Es sollte wirklich gewisse Spielregeln geben!»

«Das würde es zu leicht machen.»

«Wahrscheinlich. Warum sind nur auf der einen Seite des Kreises kleine Striche und auf der anderen nicht?»
«Keine Ahnung.»

«Gibt es hier noch mehr Karten?»

Wir saßen in der Bibliothek. Sie verfügte über ausgezeichnetes Kartenmaterial. Daneben gab es diverse Führer mit Beschreibungen der Insel. Außerdem ein Buch über die Folklore der Insel. Und ein Buch über die Geschichte der Insel. Wir lasen sie alle.

Und dann stellten wir eine mögliche Theorie auf.

«Sie scheint zu stimmen», sagte Fenella schließlich. «Ich meine, die beiden zusammen stellen eine Konstellation dar, die es sonst nirgendwo zu geben scheint.»

«Es ist jedenfalls einen Versuch wert», sagte ich. «Ich glaube nicht, daß wir heute abend noch mehr tun können. Gleich morgen früh mieten wir uns einen Wagen und fahren los und versuchen unser Glück.»

«Es ist schon morgen», sagte Fenella. «Halb drei! Wer hätte das gedacht!»

Am nächsten Morgen waren wir beizeiten unterwegs. Wir hatten uns für eine Woche einen Mietwagen genommen, den wir selbst fuhren. Fenellas Stimmung hob

sich, als wir Meile um Meile auf der ausgezeichneten Straße dahinbrausten.

«Wenn die beiden anderen nicht wären, könnte das einen Heidenspaß machen», sagte sie. «Ist das nicht der Ort, wo das Derby ursprünglich stattfand? Bevor es nach Epsom verlegt wurde? Wirklich erstaunlich!»

Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit auf einen Bauernhof.

«Das muß das Haus sein, von dem ein Geheimgang unter dem Meer hindurch auf die Insel dort drüben führen soll.»

«Toll! Ich liebe Geheimgänge, du nicht auch? O Juan, wir sind ganz nahe dran. Ich bin schrecklich aufgeregt. Hoffentlich haben wir recht!»

Fünf Minuten später ließen wir den Wagen stehen. «Alles ist genau an der richtigen Stelle», sagte Fenella mit bebender Stimme. Wir gingen weiter.

«Sechs Stück - das stimmt. Also zwischen diesen beiden. Hast du den Kompaß?»

Fünf Minuten später sahen wir uns mit unbeschreiblicher Freude in den Gesichtern an – und auf meiner ausgestreckten hohlen Hand lag eine antike Schnupftabakdose.

Wir hatten es geschafft!

Bei unserer Rückkehr nach Maughold House empfing uns Mrs. Skillicorn mit der Nachricht, daß zwei Gentlemen gekommen seien. Einer von ihnen war wieder gegangen, aber der andere wartete in der Bibliothek.

Ein hochgewachsener blonder Mann mit blühender Gesichtsfarbe erhob sich lächelnd aus einem Sessel, als wir das Zimmer betraten.

«Mr. Faraker und Miss Mylecharane? Entzückt, Sie kennenzulernen. Ich bin Richard Fayll, ein entfernter

Verwandter von Ihnen. Amüsantes Spielchen, das Ganze, nicht wahr?»

Sein Auftreten war weltmännisch und verbindlich; dennoch faßte ich auf der Stelle eine heftige Abneigung gegen ihn. Ich hatte sofort das Gefühl, daß dieser Mann gefährlich war.

Seine Verbindlichkeit war irgendwie zu verbindlich, und er sah einem nie direkt in die Augen.

«Wir haben leider schlechte Nachrichten für Sie», sagte ich. «Miss Mylecharane und ich haben den ersten <Schatz> bereits gefunden.»

Er nahm es sehr gut auf.

«Zu schade, wirklich zu schade. Die hiesige Post scheint nicht sehr zuverlässig zu sein.

Barford und ich haben uns unverzüglich auf den Weg gemacht.»

Wir trauten uns nicht, Onkel Myles' perfides Vorgehen offen zuzugeben.

«Wie dem auch sei, bei der zweiten Runde haben wir alle die gleiche Ausgangsposition», sagte Fenella. «Ausgezeichnet. Wie wäre es, wenn wir uns die Hinweise gleich ansähen? Ihre großartige Mrs. - äh - Skillicorn hält sie ja wohl bereit?»

«Das wäre Mr. Corjeag gegenüber nicht fair», sagte Fenella rasch. «Wir müssen auf ihn warten.»

«Ja, richtig! Das hatte ich vergessen. Wir müssen uns so schnell wie möglich mit ihm in Verbindung setzen. Ich kümmere mich darum. Sie beide müssen sehr müde sein und möchten sich sicher ausruhen.»

Woraufhin er sich verabschiedete und ging. Ewan Corjeag mußte unerwartet schwer zu finden gewesen sein, denn es war bereits kurz vor elf Uhr abends, als Dr. Fayll anrief. Er schlug vor, am nächsten Morgen um zehn Uhr

mit Ewan nach Maughold House zu kommen, wo Mrs. Skillicorn uns dann die Hinweise aushändigen sollte.

«Ein ausgezeichnete Vorschlag», sagte Fenella. «Also morgen um zehn.»

Wir begaben uns müde, aber glücklich zu Bett.

Am nächsten Morgen wurden wir von Mrs. Skillicorn geweckt, der ihre übliche pessimistische Seelenruhe völlig abhanden gekommen war.

«Was glauben Sie, was passiert ist?» keuchte sie. «Bei uns ist eingebrochen worden!»

«Einbrecher?» rief ich ungläubig aus. «Wurde etwas gestohlen?»

«Rein gar nichts - das ist ja das Komische! Bestimmt waren sie hinter dem Silber her, aber weil die Tür von außen abgesperrt war, sind sie nicht weitergekommen.»

Fenella und ich begleiteten sie zum Schauplatz des Frevels, der zufälligerweise ihr eigenes Wohnzimmer war. Das Fenster dort war unbestreitbar aufgebrochen worden, aber es schien tatsächlich nichts gestohlen worden zu sein. Das Ganze war höchst sonderbar.

«Ich verstehe nicht, wonach sie gesucht haben könnten», sagte Fenella.

«Es ist ja nicht so, als ob hier irgendwelche <Schatztruhen> versteckt wären», witzelte ich. Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Ich wandte mich an Mrs. Skillicorn. «Die Hinweise - wo sind die Hinweise, die Sie uns heute morgen geben sollten?»

«Ach so, die. Die sind da drüben in der obersten Schublade.» Sie ging hin. «Ich faß es nicht! Sie sind nicht mehr da! Sie sind weg!»

«Also keine Einbrecher», sagte ich, «sondern unsere geschätzten Verwandten!» Und ich erinnerte mich an Onkel Myles' Warnung vor skrupellosen Machenschaf-

ten. Er hatte offenbar genau gewußt, wovon er sprach. So eine Gemeinheit!

«Still!» sagte Fenella plötzlich mit erhobenem Zeigefinger. «Was war das?»

Das Geräusch, das sie gehört hatte, drang deutlich an unsere Ohren. Es war ein Stöhnen, und es kam von draußen. Wir gingen zum Fenster und beugten uns hinaus. Auf dieser Seite waren Sträucher am Haus entlang gepflanzt, so daß wir nichts sehen konnten; aber das Stöhnen kam erneut, und wir konnten erkennen, daß sich jemand in den Büschen zu schaffen gemacht hatte.

Wir eilten hinunter und um das Haus herum. Das erste, was wir fanden, war eine umgestürzte Leiter, die zeigte, wie die Diebe an das Fenster gelangt waren. Einige Schritte weiter stießen wir auf die Stelle, wo der Mann lag.

Der Mann war ziemlich jung, dunkelhaarig und offensichtlich schwer verletzt, denn sein Kopf lag in einer Blutlache. Ich kniete neben ihm nieder.

«Wir müssen sofort einen Arzt holen. Ich fürchte, er wird es nicht überleben.»

Der Gärtner wurde eilends losgeschickt. Ich schob meine Hand in die Brusttasche des Mannes und holte seine Brieftasche heraus. Sie trug die Initialen E. C.

«Ewan Corjeag», sagte Fenella.

Der Mann schlug die Augen auf. Er sagte mit schwacher Stimme: «Von der Leiter gefallen ...

»Dann verlor er wieder das Bewußtsein.

Dicht neben seinem Kopf lag ein großer scharfkantiger Stein, an dem Blut klebte.

«Der Fall ist klar», sagte ich. «Die Leiter ist weggerutscht, und er ist heruntergestürzt und mit dem Kopf auf diesen Stein gefallen.»

«Glaubst du wirklich, daß es sich so abgespielt hat?» fragte Fenella in einem merkwürdigen Ton.

Doch in dem Moment traf der Arzt ein. Er hatte nur wenig Hoffnung, daß der Mann wieder gesund werden würde. Ewan Corjeag wurde ins Haus gebracht, und es wurde nach einer Krankenschwester geschickt, die sich um ihn kümmern sollte. Aber es war nichts mehr zu machen, und er sollte wenige Stunden später sterben. Man hatte uns rufen lassen, und wir standen an seinem Bett. Seine Augen waren offen und flackerten. «Wir sind Verwandte von Ihnen, Juan und Fenella», sagte ich. «Können wir irgend etwas für Sie tun?»

Er bewegte kaum merkbar verneinend den Kopf. Seine Lippen flüsterten etwas. Ich beugte mich über ihn. «Wollen Sie den Hinweis? Mit mir ist es aus. Nehmen Sie sich vor Fayll in acht.»

«Ja», sagte Fenella. «Sagen Sie es uns.»

Über sein Gesicht huschte eine Art Grinsen. «Dyeken - » begann er.

Dann fiel sein Kopf plötzlich zur Seite, und er starb. «Die Sache gefällt mir nicht», sagte Fenella unvermittelt. «Wie meinst du das?»

«Hör mal, Juan. Ewan hat die Hinweise gestohlen - er gibt zu, daß er von der Leiter gefallen ist. Aber wo sind sie? Wir haben den gesamten Inhalt seiner Taschen durchgesehen. Mrs. Skillicorn sagt, es waren drei versiegelte Umschläge. Und diese versiegelten Umschläge sind nicht mehr da.»

«Was willst du damit sagen?»

«Ich glaube, daß da noch jemand war, jemand, der die Leiter wegstieß, damit er herunterfiel.

Und dieser Stein - auf den ist er nie und nimmer gefallen. Der wurde von ganz woanders geholt, ich habe die

Stelle gefunden. Und damit wurde ihm vorsätzlich der Schädel

eingeschlagen.» ,Aber Fenella - das wäre ja Mord!«

«Ja», sagte Fenella, ganz weiß im Gesicht. «Es war Mord. Vergiß nicht, daß Dr. Fayll heute morgen um zehn nicht erschienen ist. Wo steckt er?»

«Du glaubst, daß er der Mörder ist?»

«Ja. Weißt du, dieser Schatz - es geht schließlich um eine Menge Geld, Juan.»

«Und wir haben keine Ahnung, wo wir suchen sollen», sagte ich. «Wirklich zu schade, dass Corjeag nicht mehr sagen konnte, was er uns mitteilen wollte.»

«Eins könnte uns vielleicht weiterhelfen. Das hatte er in der Hand.»

Sie reichte mir das abgerissene Stück eines Fotos.

«Angenommen, das wäre ein Hinweis. Der Mörder entreißt es Corjeag, ohne zu merken, dass eine Ecke zurückbleibt. Wenn wir die andere Hälfte finden würden...»

«Dazu», sagte ich, «müssen wir den zweiten Schatz finden. Sehen wir uns das Bild genauer an.»

«Hm», sagte ich, «da ist nicht viel zu erkennen. Das da in dem Kreis scheint eine Art Turm zu sein, aber er wäre sehr schwer zu identifizieren.»

Fenella nickte.

«Dr. Fayll hat die entscheidende Hälfte. Er weiß, wo er zu suchen hat. Wir müssen diesen Mann unbedingt finden, Juan, und ihn beobachten. Aber er darf natürlich nichts davon merken, daß wir ihn im Verdacht haben.»

«Ich frage mich, wo er sich gerade aufhält. Wenn wir das wüßten ... »

Meine Gedanken wanderten zurück zu dem sterbenden Mann. Plötzlich setzte ich mich ruckartig auf. «Fenella», sagte ich. «Corjeag war doch kein Schotte, oder?»

«Nein, natürlich nicht.»

«Aber verstehst du denn nicht? Ich meine, was er damit meinte?»

«Nein.»

Ich schrieb hastig etwas auf ein Blatt Papier und warf es ihr zu.

«Was ist das?»

«Der Name einer Firma, die uns weiterhelfen könnte.»

«Bellman und True. Sind das Anwälte?»

«Nein. Eher so etwas wie wir - Privatdetektive.» Und dann erklärte ich es ihr.

«Dr. Fayll möchte Sie sprechen», sagte Mrs. Skillicorn. Wir sahen uns an. Inzwischen waren vierundzwanzig Stunden vergangen. Wir waren zum zweitenmal erfolgreich von unserer Suche zurückgekehrt. Da wir kein Aufsehen erregen wollten, hatten wir den Snaefell, einen Ausflugsomnibus, genommen.

«Ich bin gespannt, ob er weiß, daß wir ihn von weitem gesehen haben», murmelte Fenella.

«Es ist schon erstaunlich. Ohne den Tip, den uns das Foto gegeben hat, wären wir -»

«Still - und sei bitte vorsichtig, Juan. Der Mann muß doch vor Wut schäumen, daß wir trotz allem schlauer waren als er.»

Dem Doktor war jedoch nichts anzumerken. Als er eintrat, war er gewandt und charmant und ich spürte, wie mein Glaube an Fenellas Theorie ins Wanken geriet.

«Eine entsetzliche Tragödie!» sagte er. «Der arme Corjeag. Ich nehme an, daß er - nun ja - uns ein Schnippchen schlagen wollte. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße. Nun ja, wir kannten ihn ja kaum, den armen Kerl. Sie haben sich sicher gefragt, warum ich heute vormittag nicht verabredungsgemäß erschienen bin. Ich erhielt eine fin-

gierte Nachricht - Corjeags Werk, wie ich annehme -, die mich auf die andere Seite der Insel lockte. Und nun haben Sie beide schon wieder das Rennen gemacht. Wie ist Ihnen das nur gelungen?»

In seiner Stimme schwang aufrichtige Neugier mit, was mir nicht entging.

«Vetter Ewan konnte zum Glück noch etwas sagen, bevor er starb», sagte Fenella.

Ich beobachtete den Mann scharf, und ich hätte schwören können, daß ich in seinen Augen Furcht aufflammen sah.

«Äh, wie? Wie war das?» sagte er.

«Er konnte uns gerade noch einen Hinweis auf das Versteck des Schatzes geben», erläuterte Fenella.

«Ach! Ach so - ich verstehe. Das konnte ich natürlich nicht wissen - obgleich ich mich merkwürdigerweise ebenfalls in dem bewußten Teil der Insel aufhielt. Vielleicht haben Sie mich dort herumschlendern sehen.»

«Wir waren leider zu beschäftigt», sagte Fenella entschuldigend.

«Gewiß, gewiß. Sie müssen mehr oder weniger durch Zufall darauf gestoßen sein. Das Glück ist Ihnen tatsächlich hold, habe ich recht? Nun, was steht als nächstes auf dem Programm? Wird Mrs. Skillicorn uns mit weiteren Hinweisen erfreuen?»

Aber anscheinend waren die Hinweise für die dritte Suche bei den Anwälten hinterlegt worden, und so begaben wir uns alle drei in die Anwaltskanzlei, wo uns die versiegelten Umschläge ausgehändigt wurden.

Der Inhalt bestand schlicht aus einer Karte, auf der ein bestimmtes Gebiet gekennzeichnet war, sowie einem Blatt mit Anweisungen.

Anno 85 machte dieser Ort Geschichte.
Zehn Schritte vom Orientierungspunkt Gen Ost,
dann weitere zehn Schritte Nach Nord.
Von dort den Blick
Gen Osten lenken.
Zwei Bäume stehen in Richtung des Blickes.
Einer davon war einer Der heiligen Bäume der Insel.
Zieht die Linie
Eines Kreises fünf Fuß
Von spanischer Kastanie und geht mit
Gesenktem Kopf umher.
Suchet, so werdet ihr finden.

«Mir scheint, daß wir uns heute tüchtig ins Gehege kommen werden», bemerkte der Doktor.

Getreu meiner Politik der demonstrativen Freundlichkeit bot ich ihm an, mit uns im Wagen zu fahren, was er auch annahm. Wir aßen in Port Erin zu Mittag und machten uns dann auf die Suche.

Ich hatte mir den Kopf darüber zerbrochen, weshalb mein Onkel ausgerechnet diese Hinweise bei seinem Anwalt deponiert hatte. Hatte er die Möglichkeit eines Diebstahls in Betracht gezogen? Und hatte er sicherstellen wollen, daß dem Dieb nicht mehr als ein Satz Hinweise in die Hände fiel?

Die Schatzsuche an diesem Nachmittag hatte durchaus ihre komischen Seiten. Das bewusste Gebiet war begrenzt, und wir drei befanden uns ständig in Sichtweite. Wir beäugten einander argwöhnisch, und jeder versuchte herauszufinden, ob der andere schon weiter war oder einen Geistesblitz gehabt hatte.

«Das gehört alles zu Onkel Myles' Plan», sagte Fenella. «Er wollte, daß wir einander beobachten und Höllenqua-

len ausstehen bei dem Gedanken, daß der andere es schaffen könnte.»

«Paß auf», sagte ich. «Laß uns die Sache mal systematisch anpacken. Wir haben hier einen definitiven Hinweis, an den wir uns halten können. <Anno 85 machte dieser Ort Geschichte>.

Schlag doch mal in den Büchern nach, die wir mitgenommen haben, ob wir dort der Sache auf die Spur kommen. Wenn das der Fall ist, dann ->

«Er sucht in der Hecke dort drüben», fiel mir Fenella ins Wort. «Oh! Ich halte das nicht aus! Wenn er ihn gefunden hat - >

«Jetzt hör mir mal gut zu», sagte ich bestimmt. «Es gibt nur eine einzige Methode, die Sache anzupacken, nämlich die richtige Methode.»

«Es gibt so wenig Bäume auf der Insel, daß es wesentlich leichter wäre, einfach nach einer Kastanie zu suchen!» sagte Fenella.

Über die nächste Stunde will ich hinweggehen. Wir kamen ins Schwitzen und begannen zu verzagen - und wurden die ganze Zeit von der Angst gepeinigt, daß Fayll Erfolg haben könnte, während wir scheiterten.

«Ich habe einmal in einem Kriminalroman gelesen», sagte ich, «wie jemand ein beschriebenes Blatt in ein Säurebad legte und plötzlich alle möglichen Wörter sichtbar wurden.»

Du meinst, wir sollten -? Aber wir haben kein Säurebad!»

«Ich glaube nicht, daß Onkel Myles chemische Kenntnisse voraussetzen konnte. Aber es gibt schließlich die Feld-Wald- und-Wiesen-Methode.»

Wir schlüpfen hinter eine Hecke, und schon nach kurzer Zeit hatte ich mit ein paar Zweigen ein Feuerchen

entfacht. Ich hielt das Papier so dicht wie möglich an die Flamme, ohne daß es verbrannte. Ich wurde auf der Stelle belohnt, denn ich sah, wie unten auf dem Blatt Buchstaben zu erscheinen begannen. Es waren nur zwei Worte. «Bahnhof Kirkhill», las Fenella laut vor.

In dem Moment kam Fayll um die Ecke. Ob er uns gehört hatte oder nicht, konnten wir nicht beurteilen. Auf jeden Fall ließ er sich nichts anmerken.

«Aber Juan», sagte Fenella, als er weiterging, «in Kirkhill gibt es gar keinen Bahnhof!» Sie hielt mir die Karte hin, während sie sprach.

«Nein», sagte ich, nachdem ich mich vergewissert hatte, «aber schau mal.»

Und dann zeichnete ich mit dem Bleistift eine Linie ein.

«Natürlich! Und irgendwo auf dieser Linie - »

«Genau!»

«Wenn wir doch nur die exakte Stelle kennen würden!»

In diesem Moment hatte ich meinen zweiten Geistesblitz.

«Aber wir kennen sie ja!» rief ich, griff wieder zum Bleistift und sagte: «Schau!»

Fenella stieß einen Freudenschrei aus.

«So etwas Idiotisches!» rief sie aus. «Und einfach fabelhaft! Was für ein Reinfeld! Ich muß schon sagen, Onkel Myles war wirklich ein höchst findiger alter Herr!»

Die Zeit für den letzten Hinweis war gekommen. Selbiger befand sich nicht im Besitz des Anwalts, wie dieser uns mitgeteilt hatte. Er sollte uns nach Erhalt einer von ihm abzuschickenden Postkarte zugesandt werden. Mehr wollte er dazu nicht sagen.

Doch an dem Morgen, an dem etwas hätte eintreffen sollen, kam nichts, und Fenella und ich standen Höllen-

qualen aus, da wir überzeugt waren, daß es Fayll irgendwie gelungen war, den bewußten Brief abzufangen. Am Tag darauf erwiesen sich unsere Befürchtungen jedoch als unbegründet, und der Schleier des Geheimnisses lüftete sich, als wir die folgenden von unkundiger Hand geschriebenen Zeilen erhielten:

Geerter Herr oder Dame

entschuldigen sie die Ferspätung aber ich bin for lauter sechsern und siebenern gans durcheinander. Ich weis blos was der Herr Mylecharane mir gesagt hat und das ich soll ihnen das Schrifstück Schiken wo seit fielen Jahren in meiner Familje ist, aber für wozu er es hat haben wollen weis ich nich. Es grüsst sie hochachtungsfoll Mary Kerruish «Abgestempelt in Bride», stellte ich fest. «Nun zu dem <Schrifstück wo in meiner Familje ist.>»

Auf einem Stein ein Zeichen du siehst.

Oh, sag mir doch die Spitze von

Was das wohl ist? Erstens (A).

Nahe Dabei stehst plötzlich du vor dem Licht,

Das gesucht. Dann (B).

Ein Haus. Eine Kleine Kate mit Reetdach und Mauer.

Ein gewundener Pfad führt vorbei.

Das ist alles.

«Es ist ausgesprochen unfair, mit einem Stein anzufangen», sagte Fenella. «Hier sind doch überall Steine! Wie soll man da wissen, auf welchem sich das Zeichen befindet?»

«Wenn wir die Gegend wüßten», sagte ich, «wäre es bestimmt nicht schwer, den Stein zu finden. Es muß eine Markierung darauf sein, die in eine bestimmte Richtung weist, und in dieser Richtung ist etwas versteckt, das Licht auf das Auffinden des Schatzes wirft.»

«So könnte es sein», sagte Fenella.

«Das wäre dann A. Der nächste Hinweis wird uns einen Tip geben, wo sich B befindet, nämlich die Kate. Der Schatz selbst ist irgendwo an einem Pfad versteckt, der an der Kate vorbeiführt. Aber zuerst müssen wir natürlich A finden.»

Aufgrund des schwierigen ersten Schrittes erwies sich Onkel Myles' letztes Rätsel als eine harte Nuß. Die Ehre, sie geknackt zu haben, gebührt Fenella - und selbst sie benötigte dazu fast eine ganze Woche. Hin und wieder waren wir Fayll begegnet, während wir felsige Landstriche absuchten, aber das Gebiet war ziemlich groß.

Als wir endlich die entscheidende Entdeckung machten, war es später Abend. Zu spät, wie ich sagte, um sofort zu der bewußten Stelle aufzubrechen. Fenella widersprach.

«Angenommen, Fayll stößt ebenfalls darauf», sagte sie. «Und wir warten bis morgen, während er sich noch heute abend auf den Weg macht. Wir würden uns doch vor Wut in den Hintern beißen!»

Plötzlich hatte ich einen großartigen Einfall. «Fenella», sagte ich, «glaubst du immer noch, daß Fayll Ewan Corjeag ermordet hat?»

«O ja.»

«Dann, glaube ich, haben wir jetzt eine Chance, ihn dieses Verbrechens zu überführen.»

«Mir graut vor diesem Mann. Er ist durch und durch schlecht. Was willst du tun?»

«Lauthals verkünden, daß wir A gefunden haben, und dann losfahren. Ich wette zehn zu eins, daß er uns folgt. Die Gegend ist sehr einsam - genau das, was er braucht.

Und wenn wir so tun, als ob wir den Schatz gefunden hätten, dann muß er sein wahres Gesicht zeigen.»

«Und dann?»

«Und dann», sagte ich, «erwartet ihn eine kleine Überraschung.»

Es war kurz vor Mitternacht. Wir hatten den Wagen in einiger Entfernung stehen lassen und schlichen an einer Mauer entlang. Fenella hatte eine starke Taschenlampe mitgebracht, die uns gute Dienste leistete. Ich selbst hatte einen Revolver bei mir. Ich wollte nicht das geringste Risiko eingehen.

Plötzlich blieb Fenella mit einem leisen Aufschrei stehen.

«Schau mal, Juan», rief sie. «Wir haben ihn gefunden. Endlich!»

Einen Moment lang war ich nicht auf der Hut. Ich wirbelte instinktiv herum - aber zu spät. Fayll stand sechs Schritte entfernt, und sein Revolver hielt uns beide in Schach.

«Guten Abend», sagte er. «Diese Partie geht an mich. Wenn Sie mir also bitte den Schatz aushändigen würden?»

«Darf ich Ihnen noch etwas anderes aushändigen?» fragte ich. «Einen halben Schnappschuß, der einem Sterbenden aus der Hand gerissen wurde. Ich glaube, die andere Hälfte haben Sie.»

Seine Hand zitterte.

«Wovon reden Sie?» knurrte er.

«Wir wissen alles», sagte ich. «Sie und Corjeag waren gemeinsam da. Sie zogen die Leiter weg und schlugen ihm mit einem Stein den Schädel ein. Die Polizei ist schlauer, als Sie denken, Dr. Fayll.»

«Sie haben sie informiert? Nun, dann werde ich eben für drei Morde baumeln statt für einen!»

«Runter, Fenella!» schrie ich aus Leibeskräften. Und im gleichen Augenblick ging sein Revolver los.

Wir hatten uns beide ins Heidekraut geworfen, aber bevor er erneut abdrücken konnte, sprangen uniformierte Männer hinter der Mauer hervor, wo sie sich versteckt gehalten hatten. Einen Moment später wurde Fayll bereits in Handschellen abgeführt.

Ich riß Fenella in meine Arme.

«Ich wußte, daß ich recht hatte», sagte sie bebend. «Wie konntest du nur so leichtsinnig sein, mein Schatz?» rief ich. «Er hätte dich erschießen können.»

«Hat er aber nicht», sagte Fenella.

«Und wir wissen, wo der Schatz ist.»

«Wirklich?»

«Ja. Schau her.» Sie schrieb rasch ein Wort. «Morgen suchen wir danach. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es dort viele Verstecke gibt.»

Es war gerade Mittag, als Fenella leise sagte:

«Heureka! Die vierte Schnupftabakdose. Wir haben alle gefunden. Onkel Myles würde sich freuen. Und jetzt ->

«Jetzt», sagte ich, «können wir heiraten und vergnügt leben bis an unser seliges Ende.»

«Wir werden auf die Isle of Man ziehen», sagte Fenella. «Und vom Gold der Insel leben», sagte ich und lachte laut vor Glück.

Nachwort

Juan und Fenella sind leibliche Vettern und aus dem gleichen Holz geschnitzt wie Tommy und Tupence Beresford, die eponymischen Detektive in *Partners in Crime*; 1929 (*Die Büchse der Pandora*) und mehreren späte-

ren Romanen. Außerdem sind sie eng verwandt mit den jungen «Schnüfflern» in Agatha Christies frühen Thrillern, wie *The Secret of Chimneys*; 1925 (Die Memoiren des Gra-fen) und *Why Didn't They Ask Evans?*; 1934 (Ein Schritt ins Leere). Genau wie in der Geschichte bestand der «Schatz» auch im konkreten Fall aus vier Schnupftabakdosen, die jeweils etwa so groß wie eine Streichholzschachtel waren.

Jede Dose enthielt einen Manx Halfpenny aus dem 18. Jahrhundert, der ein Loch hatte, durch das ein buntes Band gezogen war. Außerdem enthielt jede eine penibel zusammengefaltete Urkunde, kunstvoll in Tusche ausgefertigt und unterschrieben von Alderman Crookall, die den Finder anwies, sich sofort im Rathaus von Douglas, der Hauptstadt der Insel, zu melden und die Schnupftabakdose samt Inhalt vorzulegen, um Anspruch auf einen Preis in Höhe von £ 200 (nach heutigem Wert etwa £ 3 000) zu erheben. Außerdem mußten sich die Finder ausweisen können, da nur Besucher der Insel an der Schatzsuche teilnehmen durften; die Einheimischen waren ausgeschlossen.

«Mit ein bißchen Grips ist der Schatz mühelos zu finden» Der einzige Zweck des ersten Hinweises bei der Schatzsuche auf der Isle of Man, der Reim, der mit «S und W und N und O» beginnt und am Sonnabend, den 31. Mai, im *Daily Dispatch* erschien, war es, darauf hinzuweisen, daß die vier Schätze im Norden, Süden und Westen der Insel zu finden waren, aber nicht im Osten. Der Hinweis für das Auffinden der ersten Schnupftabakdose war in Wahrheit der zweite Hinweis, eine Karte, die am 7. Juni veröffentlicht wurde. Zu diesem Zeitpunkt war der Schatz jedoch bereits gefunden worden, da

die Geschichte genügend Hinweise enthielt. Der Finder war ein Schneider aus Inverness namens William Shaw, der, wie die Lokalzeitungen vermeldeten, vor Freude über seinen Fund im Kreis herumrannte und die Dose durch die Luft schwenkte, «während seine Frau Gemahlin vor Aufregung mehrere Minuten nicht sprechen konnte».

Der wichtigste Hinweis war Fenellas Bemerkung, daß das Versteck in der Nähe des Ortes war, «wo das Derby ursprünglich stattfand ... bevor es nach Epsom verlegt wurde». Dies ist ein Verweis auf das berühmte Pferderennen in England, das zunächst in Derbyhaven im

Südosten der Isle of Man stattfand. Die Insel «dort drüben», die angeblich durch einen «Geheimgang» mit einem Bauernhof verbunden war, ist leicht als St. Michael's Isle zu identifizieren, auf der sich, außer der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Michaelskapelle, ein runder steinerner Turm befindet, das sogenannte Derby Fort, auf das der zweite Name der Insel, Fort Island, zurückgeht - «die beiden zusammen stellen eine Konstellation dar, die es sonst nirgendwo zu geben scheint». Das Fort war auf der Karte durch einen Kreis dargestellt, aus dem sechs Linien herausragten, die die sechs historischen Kanonen - «sechs Stück» - des Forts symbolisierten; die Kapelle war durch ein Kreuz gekennzeichnet.

Die kleine Schnupftabakdose aus Zinn war auf einem Steinsims versteckt, der in nordöstlicher Richtung zwischen den beiden mittleren Kanonen - «zwischen diesen beiden - hast du den Kompaß?» - verlief, während Juans anfängliche Vermutung, daß der Hinweis «auf den

Nordosten der Insel hinweist», eine falsche Fährte war.

«Zu leicht»

Die zweite Schnupftabakdose, die offenbar aus Horn war, wurde am 8. Juni von Richard Highton gefunden, einem Bauunternehmer aus Lancashire. Wie Fenella gegenüber dem mordgierigen Dr. Fayll klarmachte, sind Ewan Corjeags letzte Worte - «D´ye ken» - ein Hinweis auf das Versteck des Schatzes. Tatsächlich sind dies die beiden ersten Worte von John Peel, einer alten englischen Ballade über einen Jäger aus Cumbria, und als Juan deutete, «Bellman und True» sei «der Name einer Firma, die uns weiterhelfen könnte», bezog er sich damit nicht auf die zu Beginn der Geschichte erwähnte «Anwaltskanzlei in Douglas», sondern auf zwei Jagdhunde von John Peel, die in der Ballade erwähnt werden.

Angesichts dieser Hinweise wäre der Gegenstand auf dem «abgerissenen Stück eines Fotos», das am 8. Juni als dritter Hinweis veröffentlicht wurde, nicht «sehr schwer zu identifizieren» gewesen; es handelte sich nämlich um die Ruine des aus dem 14. Jahrhundert stammenden Peel Castle auf St. Patrick's Isle, und die geschwungenen Linien am linken Rand des Fotos waren die Schnörkel auf der Armlehne einer Bank auf dem Peel Hill, von der aus man auf die Ruine hinunterblickt und unter der die Schnupftabakdose versteckt war. Die Omnibusfahrt zum Snaefell, der höchsten Erhebung der Isle of Man, war eine falsche Fährte.

«Mehr oder weniger durch Zufall»

Der dritte «Schatz» wurde von Herbert Elliott gefunden, einem auf der Isle of Man geborenen Schiffingenieur, der in Liverpool lebte. Mr. Elliott behauptete später, er habe weder die Geschichte gelesen noch die Hinweise studiert, sondern sich lediglich für ein mögliches Gebiet

entschieden, wo er, am frühen Morgen des 8. Juli, rein zufällig auf die Schnupftabakdose gestoßen sei, die in einem kleinen Graben versteckt war.

Der entscheidende Tip war im vierten Hinweis versteckt, dem am 14. Juni veröffentlichten Vers (beginnend mit «Anno '85 machte dieser Ort Geschichte»), in dem das zweite Wort jeder Zeile den Satz ergab: «8 Schritte Ost Nord Osten des heiligen Kreises spanischer Kopf.»

Der «heilige Kreis» ist der Meayll Circle auf dem Mull Hill, ein megalithisches Monument, etwas über eine Meile von Spanish Head («Spanischer Kopf»), dem südlichsten Punkt der Insel. Die Verweise auf ein wichtiges Ereignis «Anno '85» und auf eine spanische Kastanie, durch die sich, zeitgenössischen Berichten zufolge, viele Sucher ablenken ließen, waren falsche Spuren. Was den «Bahnhof Kirkhill» betrifft, den von Juan entdeckten Hinweis, so sagte Fenella zu Recht, daß es diesen nicht gibt. Aber es gibt ein Dorf namens Kirkhill, und es gibt einen Bahnhof in Port Erin, wo Fenella und Juan zu Mittag aßen, bevor sie sich auf die Suche machten. Wenn man Kirkhill und Port Erin durch eine Linie verbindet und diese nach Süden verlängert, kreuzt sie schließlich den Meayll Circle, die von Juan ermittelte «exakte Stelle».

«Eine harte Nuß»

Genau wie im Falle der dritten Schnupftabakdose wurden auch die Hinweise auf das Versteck der vierten leider nie entschlüsselt. Der fünfte und letzte Hinweis, der mit «Auf einem Stein ein Zeichen du siehst» beginnende Vers, wurde am 21. Juni veröffentlicht; am 10. Juli, nachdem die Schatzsuche, die ursprünglich Ende Juni abgeschlossen sein sollte, eigens verlängert worden war,

wurde der letzte Schatz schließlich vom Bürgermeister von Douglas «gehoben». Zwei Tage später veröffentlichte der Daily Dispatch, quasi als «Nachspiel» der Geschichte, ein Foto dieses Ereignisses sowie Christies Erläuterungen bezüglich des letzten Hinweises:

Ober den letzten Hinweis muß ich noch heute schmunzeln, wenn ich daran denke, wie viel Zeit wir mit der Suche nach Steinen vergeudeten, die irgendein Zeichen trugen. Der eigentliche Hinweis war ja so simpel - die Worte «sechstr und siebener» in dem Begleitschreiben.

Wenn man das sechste und siebte Wort jeder Zeile nimmt, so erhält man den Satz: «Du siehst. Spitze von (A). Nahe dem Licht Haus eine Mauer. » Man suche die Spitze von (A), die wir als die Landspitze Point of Ayre definierten. Wir verbrachten geraume Zeit damit, die passende Mauer zu finden, und der Schatz selbst befand sich nicht dort. Statt dessen standen auf einem der Steine dort vier Zahlen - 2, 5, 6, 9. Wenn man diese Zahlen den Buchstaben der ersten Verszeile zuordnet [im englischen

Original «Upon a rock, a sign you 11 see», erhält man das Wort «Park». Auf der Isle of Man gibt es nur einen einzigen richtigen Park, nämlich in Ramsey. In diesem Park sahen wir uns um und fanden endlich, was wir suchten.

Das erwähnte reetgedeckte Haus war ein kleiner Erfrischungskiosk, und der Pfad, der daran vorbeilief, führte zu einer efeubewachsenen Mauer, wo die unentdeckt gebliebene Schnupftabakdose versteckt war. Die Tatsache, daß der Brief in Bride aufgegeben worden war, stellte einen weiteren Hinweis dar, da dieses Dorf nahe dem «Licht Haus», dem Leuchtturm, am Point of Ayre liegt, der nördlichsten Spitze der Insel.

Es läßt sich unmöglich sagen, ob die Schatzsuche ein erfolgreiches Mittel zur Förderung des Fremdenverkehrs auf der Isle of Man war. Zwar scheinen 1930 tatsächlich mehr Besucher gekommen zu sein als im Vorjahr, aber inwieweit sich diese Zunahme auf die Schatzsuche zurückführen läßt, ist umstritten. Zeitgenössische Presseberichte lassen erkennen, daß viele Leute bezweifelten, daß die Schatzsuche irgend etwas bewirkt hatte, und bei einem Empfang der Stadt anläßlich des Endes der Schatzsuche antwortete Alderman Crookall auf eine Dankadresse mit einer Tirade gegen diejenigen, die für die Schatzsuche nicht gebührend geworben hatten, und nannte sie «Drückeberger und Besserwisser, die nichts taten, aber an allem herumkritisierten».

Ein Grund für das Desinteresse der Inselbevölkerung könnte gewesen sein, daß sie von der Teilnahme ausgeschlossen war, obwohl der Daily Dispatch jedem Einheimischen, bei dem einer der Finder wohnte, einen Preis in Höhe von 5 Guineen versprach - nach heutigen Begriffen etwa £ 150. Dies könnte auch eine Erklärung für diverse harmlose «Sabotageakte» sein, wie das Auslegen falscher Schnupftabakdosen und veralbernde Hinweise, beispielsweise ein Stein, auf den das Wort «Hochheben» gemalt war, unter dem sich aber nichts Aufregenderes als alte Obstschalen befanden.

Obwohl es nie wieder etwas Vergleichbares wie diese Schatzsuche auf der Isle of Man gegeben hat, schrieb Agatha Christie auch später Kriminalgeschichten mit einem ähnlichen Thema. Die bekannteste ist die schwierige Aufgabe, die Charmian Stroud und Edward Rossiter von ihrem exzentrischen Onkel Mathew in *Strange fest* (Ein schwarzer Scherz) gestellt wird, eine 1941 unter dem Titel *A Case of Buried Treasure* erschienene Miss-Marple-

Story, die auch in dem Sammelband Miss Marple's Final Cases (1979) enthalten ist. Eine ähnlich strukturierte «Mörderjagd» findet sich in dem Poirot-Roman Dead Man's Folly; 1956
(Wiedersehen mit Mrs. Oliver).

Eine Wand so weiß wie Milch - *Within a Wall*

Mrs. Lempriere war diejenige, die die Existenz von Jane Haworth entdeckte. Sie war immer diejenige. Jemand sagte einmal, daß Mrs. Lempriere mit Abstand die meistgehaßte Frau Londons sei, doch das halte ich für eine Übertreibung. Aber sie hat unbestreitbar ein Gespür dafür, genau über das zu stolpern, was man nicht gerne publik gemacht haben möchte, und sie legt dabei eine wahre Genialität an den Tag. Es ist immer purer Zufall.

In dem besagten Fall waren wir in Alan Everards Atelier zum Tee eingeladen gewesen. Er gab gelegentlich solche Einladungen und pflegte dann, in abgetragenen Sachen, in Ecken herumzustehen, mit den Kupfermünzen in seinen Hosentaschen zu klimpern und sich offenbar höchst unwohl zu fühlen.

Ich nehme nicht an, daß heutzutage noch irgend jemand Everards Anspruch auf Genialität bezweifelt. Seine beiden berühmtesten Bilder, *Farbe* und *Der Connaisseur*, die aus seiner frühen Schaffensperiode stammen, bevor er als Porträtmaler in Mode kam, wurden im vergangenen Jahr vom Staat angekauft, eine Entscheidung, die ausnahmsweise einmal nicht umstritten war. Aber an dem Tag, von dem ich hier spreche, begann Everard gerade erst, sich einen Namen zu machen, und wir durften uns schmeicheln, ihn entdeckt zu haben.

Seine Frau war diejenige, die diese Gesellschaften veranstaltete. Everards Verhalten ihr gegenüber war eigentümlich. Daß er sie anbetete, war offenkundig und genau das, was man erwartet hätte. Anbetung stand Isobel zu. Aber er schien sich immer etwas in ihrer Schuld zu füh-

len. Er stimmte allem zu, was sie wünschte, nicht so sehr aus Zuneigung, sondern aus der felsenfesten Überzeugung heraus, daß sie ein Anrecht auf ihre eigene Art hatte. Ich nehme an, daß auch dies durchaus verständlich war, wenn man es richtig betrachtet.

Denn Isobel Loring war wirklich sehr gefeiert gewesen. Als sie in die Gesellschaft eingeführt wurde, war sie die Debütantin der Saison gewesen. Sie hatte alles außer Geld: Schönheit, Rang, Bildung, Verstand. Niemand erwartete, daß sie aus Liebe heiraten würde. Das hätte nicht zu ihr gepaßt. In ihrer zweiten Saison hatte sie drei Eisen im Feuer: den Erben eines Herzogtums, einen aufstrebenden Politiker und einen südafrikanischen Millionär. Und dann heiratete sie, zu jedermanns Überraschung, plötzlich Alan Everard - einen sich mühsam durchkämpfenden jungen Maler, von dem noch nie jemand gehört hatte.

Es sagt viel über ihre Persönlichkeit aus, glaube ich, daß jedermann fortfuhr, sie Isobel Loring zu nennen. Niemand sprach von ihr jemals als Isobel Everard. Es hieß: «Ich sah Isobel Loring heute morgen. Ja - mit ihrem Mann, dem jungen Everard, diesem Maler.»

Man sagte, Isobel habe sich da «etwas Schönes eingebrockt». Ich glaube, daß die meisten Männer schwer daran zu schlucken gehabt hätten, als Isobel Loring's Ehemann» bekannt zu sein. Doch Everard war anders. Isobels Talent für Erfolgsmenschen hatte sie also nicht im

Stich gelassen. Alan Everard malte Farbe.

Ich nehme an, daß jedermann dieses Bild kennt: ein Stück Straße, auf der einen Seite ein offener Graben, die ausgehobene Erde, von rötlicher Farbe, ein glänzendes, braunes glasiertes Abflußrohr und ein hünenhafter Bauarbeiter, der sich einen Moment, auf seinen Spaten ge-

stützt, ausruht - eine herkulische Gestalt in schmutzigen Cordsamthosen und scharlachrotem Halstuch. Die Augen blicken einen von der Leinwand an, ohne Intelligenz, ohne Hoffnung, aber mit einer Art stummen unbewußten Flehens, die Augen eines herrlichen grausamen Tieres. Es ist ein loderndes Bild - eine Sinfonie in Orange und Rot. Es wurde schon viel über die Symbolik des Gemäldes geschrieben, über das, was es aussagen soll. Alan Everard sagte, er habe damit überhaupt nichts aussagen wollen. Er sei es leid gewesen, sich einen Haufen Bilder von venezianischen Sonnenuntergängen anschauen zu müssen, und da habe ihn ein jähes Verlangen nach einer Orgie rein englischer Farben gepackt.

Danach schenkte Everard der Welt das epische Gemälde eines Wirtshauses, Romantik: die schwarze Straße, auf die der Regen fällt, die halbgeöffnete Tür, die Lichter und schimmernden Gläser, der kleine Mann mit dem verschlagenen Gesicht, der durch die Tür tritt, geduckt, schäbig, unbedeutend, mit erwartungsvollem Mund und begierigen Augen eintritt, um zu vergessen.

Aufgrund dieser beiden Bilder wurde Everard als ein Maler der «Arbeiter» gelobt. Er hatte seine Nische. Aber er weigerte sich, in ihr zu verharren. Sein drittes und hervorragendstes Werk war ein lebensgroßes Porträt von Sir Rufus Heischman. Es zeigt den berühmten Wissenschaftler vor einem Hintergrund aus Destillierkolben und Schmelztiegeln und Laborregalen. Das Ganze hat beinahe etwas Kubistisches, könnte man sagen; die perspektivischen Fluchtlinien sind jedoch ungewöhnlich.

Und nun hatte er sein viertes Werk vollendet - ein Porträt seiner Frau. Wir waren eingeladen worden, um es zu begutachten. Everard selbst machte ein finsternes Gesicht und sah zum Fenster hinaus; Isobel Loring ging zwischen

den Gästen umher und sprach mit unfehlbarer Sachkenntnis über Maltechniken.

Wir gaben unsere Kommentare ab. Das mußten wir. Wir rühmten die Ausführung des rosa Satins. Wie er den gemalt hatte, sagten wir, war wirklich wunderbar. So hatte noch niemand Satin gemalt.

Mrs. Lempriere, die zu den intelligentesten Kunstkritikern gehört, die ich kenne, nahm mich beiseite. «Georgie», sagte sie, «was hat er sich da angetan? Das Ding ist tot. Ohne Ecken und Kanten. Es ist - ach, es ist verdammungswürdig!»

«Das Porträt einer Dame in rosa Satin?» deutete ich vorsichtig an.

«Genau! Dennoch ist die Technik perfekt. Und diese Sorgfalt! Es steckt genug Arbeit für sechzehn Bilder darin.»

«Zuviel Arbeit?» deutete ich an.

«Das könnte es sein. Falls da überhaupt jemals etwas war, dann hat er es zu Tode gemalt.

Eine außergewöhnlich schöne Frau in einem rosa Satinkleid. Warum nicht gleich ein Farbfoto?»

«Warum nicht?» stimmte ich ihr zu. «Glauben Sie, daß er es weiß?»

«Natürlich weiß er es», sagte Mrs. Lempriere verächtlich. «Sehen Sie denn nicht, wie nervös der Mann ist? Das kommt davon, würde ich sagen, wenn man Gefühl und Geschäft verbindet. Er hat seine ganze Seele hineingelegt, Isobel zu malen, weil sie eben Isobel ist, und indem er sie geschont hat, hat er sie verloren. Er ist zu nachsichtig gewesen. Man muß - manchmal muß man den Leib zerstören, um die Seele zu erreichen.»

Ich nickte nachdenklich. Everard hatte Sir Rufus Herschman körperlich nicht geschmeichelt, aber es war

ihm gelungen, eine Persönlichkeit auf die Leinwand zu bannen, die einem nicht aus dem Sinn ging.

«Und Isobel hat eine ausgesprochen starke Persönlichkeit», fuhr Mrs. Lempriere fort.

«Vielleicht kann Everard keine Frauen malen», sagte ich.

«Vielleicht», sagte Mrs. Lempriere sinnend. «Ja, das könnte eine Erklärung sein.»

Und genau da zog sie, mit dem ihr eigenen untrüglichen Instinkt, ein Bild heraus, das mit der Vorderseite zur Wand stand. Es war eines von etwa acht Bildern, die nachlässig übereinandergestapelt waren. Es war purer Zufall, daß Mrs. Lempriere gerade dieses auswählte - aber wie ich bereits sagte, solche Dinge passieren Mrs. Lempriere ständig.

«All!» sagte Mrs. Lempriere, als sie es zum Licht drehte.

Es war unvollendet, nicht mehr als eine grobe Skizze. Die junge Frau - meiner Meinung nach nicht älter als fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig - war nach vorn gebeugt, hatte das Kinn in die Hand gestützt. Zwei Dinge fielen mir sofort auf. die außerordentliche Vitalität des Bildes und seine verblüffende Unbarmherzigkeit. Everard hatte mit rachsüchtigem Pinsel gemalt. Selbst die Körperhaltung war unbarmherzig - sie brachte jede Unbeholfenheit zum Vorschein, jede scharfe Kante, jede Derbheit. Es war eine Studie in Braun: braunes Kleid, brauner Hintergrund, braune Augen - sehnsüchtige, eifrige Augen. Eifer war in der Tat die vorherrschende Note.

Mrs. Lempriere betrachtete es eine Zeitlang schweigend. Dann rief sie Everard zu:

«Alan? Kommen Sie doch mal. Wer ist das?»

Everard kam gehorsam zu uns herüber. Ich sah die jähe Verärgerung in seinem Gesicht, die er nicht ganz verhehlen konnte.

«Das ist nur ein Versuch», sagte er. «Ich glaube nicht, daß ich es zu Ende malen werde.»

«Wer ist die Frau?» fragte Mrs. Lempriere.

Everard widerstrebte es offensichtlich zu antworten, und dieses Widerstreben war Wasser auf Mrs. Lemprieres Mühlen, die aus Prinzip immer das Schlimmste annimmt.

«Eine Freundin von mir. Eine Miss Jane Haworth.»

«Ich bin ihr hier noch nie begegnet», sagte Mrs. Lempriere.

«Sie kommt nie zu derartigen Präsentationen.» Er hielt kurz inne und fügte dann hinzu: «Sie ist Winnies Patentante.»

Winnie war seine fünfjährige Tochter. «Tatsächlich?» sagte Mrs. Lempriere. «Wo lebt sie?»

«In Battersea. In einer Wohnung.»

«Tatsächlich», sagte Mrs. Lempriere erneut und fügte dann hinzu: «Und was hat sie Ihnen zuleide getan?»

«Mir?»

«Ja, Ihnen. Daß Sie so - so brutal zu ihr sind.»

«Ach das!» sagte er lachend. «Nun ja, sie ist nun einmal keine Schönheit. Und ich kann sie ja kaum aus Freundschaft zu einer machen, oder?»

«Sie haben das Gegenteil getan», sagte Mrs. Lempriere. «Sie haben jede einzelne Unvollkommenheit von ihr eingefangen und diese verstärkt und verzerrt. Sie haben versucht, sie lächerlich zu machen - aber das ist Ihnen nicht gelungen, mein Lieber. Dieses Porträt, sofern Sie es vollenden, wird leben.»

Everard schien verstimmt zu sein.

«Es ist nicht schlecht», sagte er leichthin, «für eine Studie, meine ich. Aber natürlich überhaupt nicht zu vergleichen mit dem Porträt von Isobel. Das ist mit Abstand das beste, was ich je gemacht habe.»

Er sagte es in einem herausfordernden und aggressiven Ton.

Keiner von uns gab eine Antwort.

«Mit Abstand das Beste», sagte er noch einmal.

Einige der anderen waren zu uns getreten. Auch sie erhaschten einen Blick von der Skizze. Man hörte Ausrufe, Kommentare. Die Stimmung begann lebhafter zu werden. So hörte ich zum ersten Mal von Jane Haworth. Später sollte ich ihr auch begegnen - zweimal. Von einer ihrer engsten Freundinnen sollte ich Näheres über ihr Leben hören. Viel sollte ich von Alan Everard selbst erfahren. Nun, da beide tot sind, halte ich es für an der Zeit, einige der Geschichten zu widerlegen, die Mrs. Lempriere so eifrig in die Welt setzt. Nennen Sie meine Geschichte eine Erfindung, wenn Sie wollen - sie ist nicht weit von der Wahrheit entfernt.

Als die Gäste gegangen waren, drehte Alan Everard das Porträt von Jane Haworth wieder mit der Vorderseite zur Wand. Isobel kam durch das Zimmer und blieb neben ihm stehen.

«Ein Erfolg, meinst du nicht?» fragte sie nachdenklich.
«Oder - nicht ganz ein Erfolg?»

«Das Porträt?» fragte er rasch.

«Nein, du Dummchen, die Teegesellschaft. Das Porträt ist selbstverständlich ein Erfolg.»

«Es ist das beste, was ich je gemacht habe», verkündete Everard in aggressivem Ton.

«Wir kommen voran», sagte Isobel. «Lady Charmington möchte, daß du sie malst.»

«O Gott!» Er runzelte die Stirn. «Ich bin doch kein Porträtmaler, der gerade in Mode ist.»

«Aber du wirst es sein. Du wirst der Größte auf diesem Gebiet werden.»

«Das ist aber nicht das Gebiet, auf dem ich der Größte werden will.»

«Aber nur so, mein lieber Alan, verdient man Geld wie Heu.»

«Wer will schon Geld wie Heu?»

«Ich vielleicht», sagte sie lächelnd.

Es tat ihm sofort leid, und er schämte sich. Wenn sie einen anderen geheiratet hätte, hätte sie Geld wie Heu haben können. Und das brauchte sie. Ein gewisser Luxus war nun einmal der ihr gemäße Rahmen.

«In letzter Zeit ist es uns nicht gerade schlecht gegangen», sagte er versonnen.

«Nein, wirklich nicht; aber es sind ständig Rechnungen zu bezahlen.»

Rechnungen! Immer wieder Rechnungen!

Er begann auf und ab zu gehen.

«Zum Henker damit! Ich habe keine Lust, Lady Charmington zu malen», platzte er heraus wie ein launenhaftes Kind.

Isobel lächelte leise. Sie stand regungslos am Feuer. Alan unterbrach sein rastloses Auf- und-Ab-Gehen und trat zu ihr. Was war es, was ihn an ihr, an ihrer Gelassenheit, ihrer Trägheit so anzog - ihn anzog wie ein Magnet? Wie schön sie war - Arme wie aus weißem Marmor gemeißelt, das schiere Gold ihres Haares, die roten vollen Lippen.

Er küßte diese Lippen - spürte, wie sie sich an seine preßten. Spielte denn sonst etwas eine Rolle? Was hatte Isobel an sich, das einen tröstete, das alle Sorgen von ei-

nem nahm? Sie zog einen in die ihr eigene wunderbare Trägheit hinein und hielt einen dort fest, ruhig und zufrieden. Mohn und Alraune; man trieb dahin, auf einem dunklen See, schlafend.

«Ich werde Lady Charmington malen», sagte er bald darauf. «Was spielt es schon für eine Rolle? Ich werde mich zwar langweilen - aber auch Maler müssen schließlich essen. Genau wie im Kinderquartett: Mr. Matz der Maler, Mrs. Matz des Malers Frau und Miss Matz des Malers Tochter - alle wollen ernährt werden.»

«Alberner Junge!» sagte Isobel. «Da du gerade unsere Tochter erwähnst - du solltest mal wieder Jane besuchen. Sie war gestern hier und sagte, sie hätte dich seit Monaten nicht gesehen.»

«Jane war hier?»

«Ja - um Winnie zu besuchen.»

Alan tat Winnie mit einer Handbewegung ab. «Hat sie das Bild von dir gesehen?»

«Ja. »

«Wie fand sie es?»

«Sie sagte, es sei großartig.»

«Ach!»

Er runzelte gedankenverloren die Stirn.

Ich glaube, Mrs. Lempriere hat dich im Verdacht, leidenschaftliche Gefühle für Jane zu hegen», bemerkte Isobel. «Ihre Nasenflügel zuckten ziemlich oft.»

«Ein unmögliches Weib!» sagte Alan voller Abscheu. «Ein unmögliches Weib! Auf welche Gedanken käme die nicht? Auf welche Gedanken kommt die nicht?»

«Nun, ich denke nichts dergleichen», sagte Isobel lächelnd. «Also besuche Jane recht bald.»

Alan blickte zu ihr hinüber. Sie hatte sich auf eine niedrige Couch am Feuer gesetzt. Ihr Gesicht war halb abge-

wandt, das Lächeln noch nicht verklungen. Und plötzlich ergriff ihn ein Gefühl der Beklommenheit, der Bestürzung, als wäre um ihn herum Nebel aufgezogen, der, jäh aufreißend, ihn einen Blick in ein fremdes Land hatte werfen lassen. Irgend etwas sagte zu ihm: «Warum willst du Jane besuchen? Das muß doch einen Grund haben.» Denn bei Isobel hatte immer alles einen Grund. Spontaneität gab es bei Isobel nicht, nur Berechnung.

«Magst du Jane eigentlich?» fragte er unvermittelt.
«Sie ist ein Schatz», sagte Isobel.

«Gewiß, aber magst du sie?»

«Selbstverständlich. Sie liebt Winnie über alles! Übrigens möchte sie Winnie nächste Woche ans Meer mitnehmen. Du hast doch nichts dagegen, oder? Dann wären wir für Schottland frei.»

«Das wäre natürlich ungemein praktisch.»

Genau das wäre es in der Tat. Ungemein praktisch. Er sah mit plötzlichem Argwohn zu Isobel hinüber. Hatte sie Jane darum gebeten? Jane war ja so leicht auszunutzen.

Isobel erhob sich und verließ, leise vor sich hinsummend, das Zimmer. Nun, egal, es spielte keine Rolle. Jedenfalls würde er Jane besuchen gehen.

Jane Haworth lebte im obersten Stockwerk eines großen Mietshauses mit Blick auf den Battersea Park. Als Everard die vier Treppen hinaufgestiegen war und klingelte, ärgerte er sich bereits über Jane. Wieso konnte sie nicht leichter erreichbar wohnen? Nachdem er, da niemand öffnete, dreimal geklingelt hatte, war sein Ärger noch größer geworden. Wieso konnte sie nie jemand Zuverlässiges haben, um die Tür zu öffnen?

Plötzlich ging diese auf, und Jane selbst stand da. Sie sah erhitzt aus.

«Wo ist Alice?» fragte Everard anstelle einer Begrüßung.

«Ach, sie hat leider - sie ist heute unpäßlich. » «Also wieder betrunken», sagte Everard grimmig.

Zu schade, daß Jane eine so unverbesserliche Lügnerin war.

«Ich glaube, ja», sagte Jane widerwillig. «Ich möchte sie sehen.»

Er tratforsch in die Wohnung. Jane folgte ihm mit entwaffnender Unterwürfigkeit. Er fand die pflichtvergessene Alice in der Küche. An ihrem Zustand bestand nicht der geringste Zweifel. Grimmig schweigend folgte er Jane ins Wohnzimmer.

«Du mußt diese Frau loswerden», erklärte er. «Das habe ich dir schon früher gesagt.»

«Ja, ich weiß, Alan, aber das kann ich nicht. Du vergißt, daß ihr Mann im Gefängnis ist.»

«Wo er auch hingehört», sagte Everard. «Wie oft war diese Frau schon betrunken in den drei Monaten, seit du sie hast?»

«Nicht sehr oft; vielleicht drei- bis viermal. Sie ist eben hin und wieder bedrückt.»

«Drei- bis viermal! Neun- bis zehnmal käme der Sache wohl näher. Und wie kocht sie?»

Miserabel. Ist sie dir hier in der Wohnung auch nur im geringsten eine Hilfe? Überhaupt nicht. Um Himmels willen, Jane, wirf sie gleich morgen früh hinaus und stell ein Mädchen ein, das etwas taugt.»

Jane sah ihn unglücklich an.

«Du wirst es natürlich nicht tun», sagte Everard düster und ließ sich in einen Sessel sinken.

«Du bist ein unmöglich sentimentales Geschöpf. Was höre ich da, du willst mit Winnie ans Meer fahren? Wer hat das vorgeschlagen, du oder Isobel?»

Jane sagte schnell: «Ich natürlich.»

«Jane», sagte Everard, «wenn du lernen würdest, die Wahrheit zu sagen, hätte ich dich wirklich sehr gern. Setz dich hin und tisch mir um Himmels willen mal zehn Minuten keine Lügen auf.»

«Ach Alan!» sagte Jane und nahm Platz.

Der Maler musterte sie eine Weile kritisch. Mrs. Lempriere - dieses unmögliche Weib - hatte absolut recht gehabt. Er war bei der Darstellung Janes grausam gewesen. Jane war beinahe schön, aber eben nicht ganz. Ihre schmalen Züge waren rein griechisch. Was Jane links machte, war ihre Beflissenheit. Und auf diese hatte er sich gestürzt - sie verstärkt, die Linie des leicht spitzen Kinns verschärft, den Körper in eine häßliche Pose gezwungen.

Warum? Warum war es ihm unmöglich, fünf Minuten mit Jane in einem Raum zu sein, ohne daß er sich über sie zu ärgern begann? Man konnte sagen, was man wollte, Jane war ein Schatz, aber irritierend. Bei ihr fühlte er sich nie getröstet und geborgen wie bei Isobel. Und dabei war Jane immer so beflissen, immer bereit, allem zuzustimmen, was er sagte, aber - leider! - so offenkundig unfähig, ihre wahren Gefühle zu verbergen.

Er sah sich im Zimmer um. Typisch Jane. Einige schöne Stücke, echte Prachtexemplare, wie zum Beispiel dieses Battersea-Email, und gleich daneben eine absolut abscheuliche Vase, die mit Rosen bemalt war.

Er nahm die Vase in die Hand.

«Wärst du mir sehr böse, wenn ich das Ding aus dem Fenster werfen würde, Jane?»

«O Alan! Das darfst du nicht!»

«Was willst du mit dem ganzen Krempel? Du hast doch Geschmack; warum benutzt du ihn dann nicht? Was für ein Sammelsurium!»

«Ich weiß, Alan. Es ist ja nicht so, als ob ich das nicht wüßte. Aber ich bekomme die Sachen geschenkt. Diese Vase, die hat mir Miss Bates aus Margate mitgebracht, und sie ist doch so arm und schlägt sich so mühsam durch, und sie hat bestimmt sehr viel dafür bezahlt - für ihre Verhältnisse, meine ich -, und sie wollte mir damit eine Freude machen. Da mußte ich ihr doch einen Ehrenplatz geben!»

Everard sagte nichts. Er fuhr fort, sich im Zimmer umzusehen. An den Wänden hingen zwei oder drei Radierungen - aber auch mehrere Fotos von Säuglingen.

Säuglinge lassen sich, was immer ihre Mütter auch glauben mögen, nicht unbedingt gut fotografieren. Sämtliche Freunde von Jane, die Babys bekamen, beeilten sich, ihr Fotos von ihnen zu schicken, und erwarteten, daß diese Gaben gewürdigt wurden. Jane hatte sie gebührend gewürdigt.

«Wer ist denn dieser gräßliche kleine Kerl?» fragte Everard, während er argwöhnisch einen pummeligen Neuzugang betrachtete. «Den habe ich noch nie gesehen.»

«Das ist eine Sie», sagte Jane. «Mary Carringtons Jüngstes.»

«Arme Mary Carrington», sagte Everard. «Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß es dir Spaß macht, den ganzen Tag von diesem Scheusal angestiert zu werden?»

Janes Kinn schoß nach vorn.

«Sie ist ein entzückendes Baby. Und Mary ist eine liebe alte Freundin von mir.»

«Die treue Jane», sagte Everard und lächelte sie an. «Isobel hat dir also Winnie aufgehalst, stimmt's?»

«Nun ja, sie sagte, daß ihr nach Schottland fahren wollt, und da habe ich natürlich zugegriffen. Du läßt mich Winnie doch haben, nicht? Ich wollte schon ewig fragen, ob ihr sie mal zu mir kommen laßt, aber ich habe mich nie getraut.»

«Oh, du kannst sie gerne haben - aber es ist trotzdem furchtbar nett von dir.»

«Dann wäre ja alles geklärt», sagte Jane zufrieden. Everard zündete sich eine Zigarette an.

«Schon das neue Porträt gesehen?» fragte er ziemlich undeutlich.

«Isobel hat es mir gezeigt.»

«Wie findest du es?»

Janes Antwort kam prompt - zu prompt. «Es ist einfach großartig. Absolut großartig.»

Alan sprang auf. Die Hand, die die Zigarette hielt, zitterte.

«Verdammt noch mal, Jane, lüg mich nicht an!» «Aber Alan, ganz bestimmt, es ist absolut großartig.»

«Hast du noch immer nicht begriffen, Jane, daß ich je den Tonfall deiner Stimme genau kenne? Vermutlich lügst du das Blaue vom Himmel herunter, nur um meine Gefühle nicht zu verletzen. Warum kannst du nicht ehrlich deine Meinung sagen? Glaubst du etwa, daß du mir sagen mußt, daß etwas großartig ist, wenn ich ebensogut weiß wie du, daß es das nicht ist? Das verdammte Ding ist tot - tot! Es hat kein Leben - nichts dahinter, nichts weiter als Oberfläche, verdammt glatte Oberfläche. Ich habe mir die ganze Zeit etwas vorgemacht - ja, sogar heute nachmittag. Ich bin zu dir gekommen, um mir Klarheit zu verschaffen. Isobel weiß es nicht. Aber du

weiß es, du weißt es immer. Ich wußte, daß du mir sagen würdest, es sei gut - in dieser Hinsicht hast du keine moralischen Skrupel. Aber deine Stimme verrät alles.

Als ich dir Romantik zeigte, hast du zunächst kein Wort gesagt - du hast den Atem angehalten und irgendwie aufgestöhnt.»

«Alan -»

Everard gab ihr keine Gelegenheit, auszureden. Jane hatte wieder diese Wirkung auf ihn, die er so gut kannte. Seltsam, daß eine so sanftmütige Person ihn derart zur Weißglut bringen konnte.

«Du glaubst vielleicht, ich hätte mein Talent verloren», sagte er zornig, «aber das habe ich

nicht. Ich kann noch genauso gute Sachen malen wie Romantik - vielleicht sogar bessere. Ich werde es dir beweisen, Jane Haworth.»

Er stürmte geradezu aus der Wohnung. Mit schnellen Schritten eilte er durch den Park und über die Albert Bridge. Er bebte am ganzen Leib vor Verärgerung und undefinierbarem Zorn. Ausgerechnet Jane! Was verstand sie denn schon von Malerei? Was war ihre Meinung denn schon wert? Warum sollte er sich etwas daraus machen? Aber er machte sich etwas daraus. Er wollte etwas malen, das Jane den Atem verschlug. Ihr Mund würde sich leicht öffnen, und ihre Wangen würden sich dunkelrot färben. Sie würde erst das Bild ansehen und dann ihn. Wahrscheinlich würde sie gar nichts sagen.

Mitten auf der Brücke sah er das Bild vor sich, das er malen wollte. Es war plötzlich da, wie aus heiterem Himmel. Er sah es vor sich, in der Luft, oder war es in seinem Kopf?

Ein kleiner, schäbiger Raritätenladen, ziemlich dunkel und muffig. Hinter dem Tresen ein Jude - ein geduckter

Jude mit listigen Augen. Vor ihm der Kunde, ein kräftiger Mann, gepflegt, gut genährt, wohlhabend, aufgeblasen, mit mächtigen Hängebacken. Über den beiden, auf einem Regal, eine Büste aus weißem Marmor. Das Licht fällt darauf, auf das marmorne Gesicht eines Jünglings, die unvergängliche Schönheit des antiken Griechenlands, verächtlich, erhaben über Handeln und Schachern. Der Jude, der reiche Sammler, der Kopf des griechischen Jünglings. Er sah alles vor sich.

«Der Connaisseur, so werde ich es nennen», murmelte Alan Everard, im Begriff, die Straße zu überqueren, so daß er beinahe von einem vorbeikommenden Bus überfahren worden wäre.

«Ja, Der Connaisseur. Ich werde es Jane beweisen.»

Zu Hause angekommen, ging er direkt in sein Atelier. Isobel traf ihn dort beim Aussuchen der passenden Leinwand an.

«Alan, vergiß nicht, daß wir heute abend bei den Marches speisen.»

Everard schüttelte ungeduldig den Kopf.

«Zum Teufel mit den Marches. Ich werde arbeiten. Ich habe eine Idee, aber ich muß sie festhalten - sofort auf der Leinwand festhalten, bevor sie sich verflüchtigt. Ruf dort an. Sag ihnen, ich sei tot.»

Isobel betrachtete ihn ein Weilchen nachdenklich und ging dann. Sie beherrschte die Kunst, mit einem Genie zu leben, vollkommen. Sie ging zum Telefon und erfand eine plausible Ausrede.

Sie sah sich, leicht gähnend, um. Dann setzte sie sich an ihren Sekretär und begann zu schreiben.

Liebe Jane,

vielen Dank für Deinen Scheck, der heute eintraf. Du bist wirklich gut zu Deinem Patenkind. Mit den hundert

Pfund läßt sich einiges machen. Kinder sind nun einmal schrecklich teuer. Du hast Winnie so gern, daß ich das Gefühl hatte, nichts Unrechtes zu tun, als ich Dich um Hilfe bat. Wie alle Genies kann Alan sich nur mit dem beschäftigen, womit er sich beschäftigen will - und damit lassen sich leider keine großen Sprünge machen.

Bis bald!

Isobel

Als Der Connaisseur einige Monate später vollendet war, lud Alan Jane ein, sich das Bild anzusehen. Es war nicht ganz so, wie er es sich vorgestellt hatte - das hatte er auch unmöglich erwarten können -, aber doch beinahe. Er empfand die Freude dessen, der etwas geschaffen hat. Er hatte das Bild gemalt, und es war gut.

Diesmal sagte Jane nicht, daß es großartig sei. Die Röte stieg in ihre Wangen, und ihre Lippen öffneten sich. Sie blickte Alan an, und er sah in ihren Augen, was er zu sehen gehofft hatte.

Jane wußte es.

Alan fühlte sich wie im siebten Himmel. Er hatte es Jane bewiesen!

Nachdem er den Kopf wieder für andere Dinge frei hatte, begann er seiner unmittelbaren Umgebung größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Winnie hatten die vierzehn Tage am Meer ungeheuer gutgetan, aber er bemerkte, daß ihre Kleidung sehr schäbig war. Er erwähnte es Isobel gegenüber.

«Alan! Ausgerechnet du, dem nie etwas auffällt! Aber ich mag es, wenn Kinder schlicht gekleidet sind. Ich hasse es, wenn sie herausgeputzt werden.»

«Zwischen Schlichtheit und gestopften und geflickten Stellen ist ein Riesenunterschied.»

Isobel sagte nichts, aber sie kaufte Winnie ein neues Kleid.

Zwei Tage später schlug sich Alan mit seiner Einkommensteuererklärung herum. Seine eigenen Kontoauszüge lagen vor ihm. Gerade als er in Isobels Sekretär nach ihren Auszügen kramte, kam Winnie mit einer arg mitgenommenen Puppe ins Zimmer gehüpft.

«Daddy, ich weiß ein Rätsel. Was ist das? <Hinter einer Wand so weiß wie Milch, hinter einem Vorhang weich wie Seide, schwimmt, in einem Meer so klar wie Kristall, ein goldener Apfel wie Geschmeide.> Rate mal, was das ist?»

«Deine Mutter», sagte Alan geistesabwesend. Er suchte noch immer nach Isobels Auszügen.

«O Daddy!» Winnie kreischte vor Lachen. «Das ist ein Ei! Wieso hast du gedacht, es sei Mami?»

Alan mußte ebenfalls lächeln.

«Ich hatte nicht richtig hingehört», sagte er. «Und es klang irgendwie nach deiner Mutter.»

Eine Wand so weiß wie Milch. Ein Vorhang. Kristall. Der goldene Apfel. Ja, es ließ ihn an Isobel denken. Worte waren schon etwas Merkwürdiges.

Er hatte die Auszüge inzwischen gefunden. Er schickte Winnie gebieterisch aus dem Zimmer.

Zehn Minuten später blickte er auf, überrascht von einem scharfen Ausruf.

«Alan!»

«Hallo, Isobel. Ich habe dich gar nicht hereinkommen hören. Schau mal, da sind einige Posten in deinen Kontoauszügen, aus denen ich nicht schlau werde.»

«Was fällt dir ein, meine Kontoauszüge anzurühren?» Er starrte sie verblüfft an. Sie war wütend. Er hatte sie noch nie wütend gesehen.

«Ich dachte nicht, daß du etwas dagegen hast.»

«Und ob ich etwas dagegen habe - sehr viel sogar! Du hast kein Recht, meine Sachen anzurühren.»

Plötzlich wurde auch Alan wütend.

«Ich bitte um Entschuldigung. Aber da ich deine Sachen nun einmal angerührt habe, hättest du vielleicht die Güte, mir den einen oder anderen Posten zu erklären, den ich nicht verstehe. Soweit ich sehe, wurden in diesem Jahr knapp fünfhundert Pfund auf dein Konto eingezahlt, die ich nicht nachverfolgen kann. Woher stammt dieses Geld?»

Isobel hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Sie ließ sich in einen Sessel sinken.

«Du brauchst gar nicht so finster zu schauen, Alan», sagte sie leichthin. «Es handelt sich nicht um Sündenlohn oder dergleichen.»

«Woher kommt dieses Geld?»

«Von einer Frau. Einer Freundin von dir. Es gehört gar nicht mir. Es ist für Winnie.»

«Für Winnie? Heißt das - das Geld stammt von Jane?»
Isobel nickte.

«Sie hat Winnie doch so gern - kann gar nicht genug für das Kind tun.»

«Ja, schon, aber das Geld hätte doch für Winnie angelegt werden müssen.»

«Ach, dafür war es nicht gedacht. Es ist für laufende Ausgaben, Kleidung und solche Dinge.»

Alan sagte nichts. Er dachte an Winnies Sachen, an die gestopften und geflickten Stellen.

«Und trotzdem ist dein Konto überzogen, Isobel?»
«Wirklich? Das passiert mir ständig.»

«Schon, aber diese fünfhundert -»

«Mein lieber Alan, die habe ich so für Winnie ausgegeben, wie ich es für richtig hielt. Ich versichere dir, daß Jane nichts dagegen einzuwenden hat.»

Alan jedoch hatte sehr wohl etwas dagegen einzuwenden. Aber so groß war die Macht von Isobels Gelassenheit, daß er nichts mehr sagte. Isobel war in Geldangelegenheiten nun einmal sorglos. Sie hatte Geld, das für ihr Kind bestimmt war, nicht für sich selbst verwenden wollen.

Am gleichen Tag traf eine quittierte Rechnung ein, die versehentlich an Mr. Everard adressiert war. Sie kam von einer Schneiderin am Hanover Square und belief sich auf etwas über zweihundert Pfund. Er reichte sie Isobel wortlos. Sie warf einen Blick darauf, lächelte und sagte:

«Mein armer Junge, du magst das vielleicht für schrecklich viel halten, aber man kann ja nicht gut nackt herumlaufen.»

Am nächsten Tag suchte er Jane auf.

Jane war irritierend und ausweichend wie immer. Er sollte sich keine Gedanken machen. Winnie sei schließlich ihr Patenkind. Frauen verstünden dergleichen, Männer nicht. Natürlich wolle sie nicht, daß Winnie für fünfhundert Pfund Kleider haben solle. Aber würde er das bitte ihr und Isobel überlassen? Sie seien sich vollkommen einig.

Alan verließ sie in einem Zustand wachsender Unzufriedenheit. Er wußte ganz genau, daß er der Frage, die er wirklich beantwortet haben wollte, ausgewichen war, nämlich der Frage:

«Hat Isobel dich jemals um Geld für Winnie gebeten?»
Er stellte sie nicht, weil er Angst hatte, daß Jane nicht gut genug lügen würde, um ihn zu täuschen.

Aber er war beunruhigt. Jane war arm. Er wußte, daß sie arm war. Sie durfte sich doch nicht selbst berauben. Er beschloß, mit Isobel zu sprechen. Isobel war ruhig und beschwichtigte ihn. Selbstverständlich würde sie nie zulassen, daß Jane mehr ausgab, als sie sich leisten konnte.

Einen Monat später starb Jane.

Es war die Grippe, gefolgt von einer Lungenentzündung. Sie ernannte Alan Everard zu ihrem Testamentsvollstrecker und hinterließ alles, was sie besaß, Winnie. Aber es war nicht viel.

Somit war es Alans Aufgabe, Janes Papiere durchzugehen. Sie hinterließ Unterlagen, die eine deutliche Sprache sprachen - zahlreiche Beweise für gute Taten, Bettelbriefe, Dankschreiben.

Und zuletzt fand er ihr Tagebuch. Darin lag ein Zettel: «Nach meinem Tod von Alan Everard zu lesen. Er hat mir oft vorgeworfen, nicht die Wahrheit zu sagen. Hier steht die Wahrheit.»

So erfuhr er schließlich alles, da er auf den einzigen Ort gestoßen war, an dem Jane sich getraut hatte, ehrlich zu sein. Es war ein Dokument, sehr schlicht und ungekünstelt, ihrer Liebe zu ihm. Das Ganze war ohne große Gefühlsregungen geschrieben, die Sprache ohne Schnörkel. Aber an den Tatsachen gab es nichts zu rütteln.

«Ich weiß, daß ich dir oft auf die Nerven gehe», hatte sie geschrieben. «Manchmal scheint dich alles, was ich tue oder sage, in Wut zu versetzen. Ich weiß nicht, warum das so ist, denn ich bemühe mich so sehr, es dir recht zu machen; aber trotz allem glaube ich, daß ich dir doch etwas bedeute. Auf Menschen, die einem gleichgültig sind, ist man nicht böse.»

Es war nicht Janes Schuld, daß Alan noch andere Dinge fand. Jane war loyal - aber auch unordentlich; sie stopfte

ihre Schubladen viel zu voll. Kurz vor ihrem Tod hatte sie mit Bedacht alle Briefe von Isobel verbrannt. Der, den Alan fand, war hinten in einer Schublade eingeklemmt. Als er ihn gelesen hatte, wurde ihm die Bedeutung gewisser kabbalistischer Zeichen auf den Kupons an Janes Scheckheft klar. In dem bewußten Brief hatte Isobel sich erst gar nicht bemüht, den Anschein zu wahren, daß das Geld für Winnie benötigt wurde.

Alan saß an Janes Schreibtisch und starrte lange Zeit mit leerem Blick aus dem Fenster. Schließlich steckte er das Scheckheft ein und verließ die Wohnung. Er ging zu Fuß zurück nach Chelsea, beherrscht von einem Zorn, der von Minute zu Minute wuchs.

Als er zu Hause ankam, war Isobel ausgegangen, was er bedauerte. Er hatte sich ganz genau zurechtgelegt, was er sagen wollte. Statt dessen ging er in sein Atelier und holte das unvollendete Porträt von Jane hervor. Er stellte es auf eine Staffelei neben dem Porträt von Isobel in rosa Satin.

Diese unmögliche Mrs. Lempriere hatte recht gehabt; in Janes Porträt war Leben. Er sah sie an, die eifrigen Augen, die Schönheit, die er ihr vergeblich streitig zu machen versucht hatte.

Es war Jane - vor allem die Lebendigkeit war Jane. Sie war, dachte er, der lebendigste Mensch, den er je gekannt hatte, so daß er selbst jetzt noch nicht glauben wollte, daß sie tot war.

Und er dachte an seine anderen Bilder - Farbe, Romantik, Sir Rufus Herschman. Alle waren auf irgendeine Weise Bilder von Jane gewesen. Sie hatte bei jedem von ihnen den Funken entfacht - hatte ihn, Alan, wütend und gereizt weggeschickt, damit er es ihr zeigte! Und jetzt?

Jetzt war Jane tot. Würde er je wieder ein Bild - ein ehrliches Bild - malen? Er betrachtete wieder das eifrige Gesicht auf der Leinwand. Vielleicht. Jane war gar nicht so weit fort.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Isobel war ins Atelier gekommen. Sie hatte sich für den Abend umgezogen und trug ein gerade geschnittenes weißes Kleid, das das schiere Gold ihres Haares unterstrich.

Sie blieb abrupt stehen und hielt die Worte zurück, die ihr auf der Zunge lagen. Ohne Alan aus den Augen zu lassen, ging sie hinüber zum Diwan und nahm darauf Platz. Nach außen wirkte sie vollkommen ruhig.

Alan zog das Scheckbuch aus der Tasche. «Ich habe Janes Papiere durchgesehen.»

«Ja?»

Er versuchte, ebenfalls ruhig zu bleiben, zu verhindern, daß seine Stimme zitterte.

«Sie hat dich in den letzten vier Jahren mit Geld versorgt.»

«Ja. Für Winnie.»

«Nein, nicht für Winnie!» brüllte Everard. «Du hast so getan, ihr beide habt so getan, als ob es für Winnie wäre, aber ihr wußet beide, daß es sich anders verhielt. Ist dir klar, daß Jane ihre Wertpapiere veräußert hat, von der Hand in den Mund lebte, damit du dir Kleider kaufen konntest - Kleider, die du überhaupt nicht brauchtest?»

Isobel blickte ihm unverwandt ins Gesicht. Sie rekelte sich in den Polstern wie eine weiße Perserkatze, die ein bequemes Plätzchen sucht.

«Ich kann nichts dafür, wenn Jane mehr ausgab, als sie hätte ausgeben dürfen», sagte sie. «Ich nahm an, daß sie es sich leisten könne. Sie war immer verrückt nach dir - das habe ich deutlich gesehen. Manche Ehefrauen hätten

fürchterliche Szenen gemacht, so wie du ständig zu ihr gerannt bist und stundenlang bei ihr warst. Ich nicht.»

«Nein», sagte Alan, sehr weiß im Gesicht. «Du hast sie statt dessen bezahlen lassen.»

«Du sagst da sehr beleidigende Dinge, Alan. Sieh dich vor.»

«Stimmt es etwa nicht? Wieso fiel es dir so leicht, Geld aus Jane herauszuholen?»

«Bestimmt nicht aus Liebe zu mir. Es muß also wohl aus Liebe zu dir gewesen sein.»

«Genau das war es», sagte Alan schlicht. «Sie bezahlte für meine Freiheit - für meine Freiheit, auf meine Weise zu arbeiten. Solange du genügend Geld hattest, würdest du mich in Ruhe lassen - mir nicht zusetzen, einen Haufen gräßlicher Weiber zu malen.»

Isobel sagte nichts. «Nun?» rief Alan zornig. Ihr Schweigen machte ihn rasend.

Isobel blickte zu Boden. Dann hob sie den Kopf und sagte leise:

«Komm her, Alan.»

Sie deutete neben sich auf den Diwan. Beklommen und widerwillig ging er zu ihr und nahm Platz, ohne sie anzusehen. Aber er wußte, daß er Angst hatte.

«Alan», sagte Isobel nach einem Weilchen. «Ja?»

Er war gereizt, nervös.

«Was du da sagst, mag ja stimmen. Aber es ist ohne Belang. Ich bin nun einmal so. Ich möchte Dinge haben - Kleider, Geld, dich. Jane ist tot, Alan!»

«Was willst du damit sagen?»

«Daß Jane tot ist. Jetzt gehörst du ganz mir. Das war früher nicht der Fall - da gehörtest du nie mir allein.» Er sah sie an, sah das Leuchten in ihren Augen, hab-gierig, besitzergreifend – war abgestoßen und doch fasziniert.

«Jetzt wirst du ganz mir gehören.»

Und da verstand er Isobel zum ersten Mal.

«Ich soll dein Sklave sein. Ich soll malen, was du mir sagst, leben, wie du es mir sagst, an deinen Triumphwagen gekettet sein.»

«Wenn du es so ausdrücken willst. Was sind schon Worte?»

Er fühlte, wie sich ihre Arme um seinen Hals schlangen, weiß, glatt, fest wie eine Wand. Worte schossen ihm durch den Kopf. «Eine Wand so weiß wie Milch.» Schon war er hinter dieser Wand eingeschlossen. Konnte er noch entkommen? Wollte er denn entkommen?

Er hörte ihre Stimme dicht an seinem Ohr - Mohn und Alraune.

«Wofür lohnt es sich denn sonst zu leben? Ist das hier nicht genug? Liebe - Glück - Erfolg - Liebe - »

Die Wand um ihn herum wuchs empor, der Vorhang - «der Vorhang weich wie Seide» - schlang sich um ihn, nahm ihm die Luft zum Atmen, war aber so weich, so zart! Nun trieben sie Seite an Seite, friedvoll, hinaus auf das kristallene Meer. Die Wand war jetzt sehr hoch, schloß alles andere aus - all die gefährlichen, beunruhigenden Dinge, die weh taten, die immer weh taten. Hinaus auf das Meer aus Kristall, den goldenen Apfel in Händen. Das Licht auf Janes Porträt wurde schwächer.

Nachwort

Wie so viele frühe Kurzgeschichten von Agatha Christie ist auch *Within a Wall*, die erstmals im Oktober 1925 im *Royal Magazine* veröffentlicht wurde, vieldeutig zu

nennen. Die letzten Sätze über die einkreisende weiße Wand können als das verstanden werden, was sie zu sein scheinen, nämlich eine Beschreibung der Arme von Isobel Loring, die sich um Alan Everard schlingen, aber ließen sie sich nicht auch anders interpretieren? Da ist der unklare Verweis auf «den goldenen Apfel in Händen» - in wessen Händen, und was symbolisiert der «goldene Apfel»? Hat es vielleicht eine dunklere Bewandnis damit, daß Alan das Rätsel seiner Tochter falsch versteht? Stranguliert er am Ende der Geschichte gar seine Frau? Oder soll der Leser, da «das Licht» auf Janes Porträt schwächer wird, den Schluß so verstehen, daß Alan sie vergißt und seiner Frau verzeiht? Oder stirbt er etwa selbst? Christie erläutert die Umstände nicht näher, sondern erwähnt nur, daß häßliche Gerüchte aufkamen, die der Erzähler der Geschichte aus der Welt schaffen möchte.

Die Geschichte enthält daneben aber auch eines der von Agatha Christie am häufigsten verwendeten Motive, nämlich das Dreiecksverhältnis. Es tritt in verschiedenen Werken auf, unter anderem in den ähnlich strukturierten Poirot-Romanen *Death on the Nile*; 1937 (Tod auf dem Nil) und *Evil Under the Sun*; 1941 (Das Böse unter der Sonne) sowie in Kurzgeschichten wie *The Bloodstained Pavement* (Der rote Badeanzug) aus *The Thirteen Problems*; 1932 (Der Dienstagabend-Club). In *A Talent to Deceive* (1980) beschreibt Robert Barnard, zweifellos der fundierteste Kritiker von Christies Werk, wie sie dieses Motiv und andere alltägliche Themen bei ihrer «Taktik der Irreführung» einsetzt und den Leser, indem sie mit seinen Erwartungen spielt, geschickt dazu bringt, seine Sympathie – und seinen Verdacht - in die falsche Richtung zu lenken. Eine ähnliche Taktik wandte sie auch bei

ihren Bühnenwerken an, insbesondere bei *The Mousetrap*; 1952 (*Die Mausefalle*).

Das Rätsel der Truhe aus Bagdad - *The Mystery of the Baghdad Chest*

Die Worte gaben eine gute Schlagzeile ab, und ich sagte etwas in diesem Sinn zu meinem Freund Hercule Poirot. Ich kannte keinen der Betroffenen. Mein Interesse war lediglich das des unbeteiligten Mannes auf der Straße. Poirot stimmte mir zu.

Ja, es hat etwas Orientalisches, etwas Mysteriöses. Die Truhe könnte sehr wohl eine imitierte Tudor-Truhe aus der Tottenham Court Road gewesen sein; nichtsdestoweniger war der Reporter, der den Einfall hatte, sie die <Truhe aus Bagdad> zu nennen, glücklich inspiriert.

Auch das Wort <Rätsel> ist mit Bedacht gewählt, obwohl meines Wissens an diesem Fall sehr wenig rätselhaft ist.»

«Genau. Die ganze Sache ist ziemlich scheußlich und makaber, aber keineswegs rätselhaft.»

«Scheußlich und makaber», wiederholte Poirot. «Allein die Vorstellung ist schon widerwärtig», sagte ich, während ich mich erhob und im Zimmer auf und ab zu gehen begann.

«Der Mörder tötet diesen Mann - seinen Freund -, stopft ihn in die Truhe, und eine halbe Stunde später tanzt er im selben Zimmer mit der Frau seines Opfers. Das muß man sich mal vorstellen! Wenn die Frau das auch nur geahnt hätte!»

«Allerdings», sagte Poirot nachdenklich. «Die vielgerühmte weibliche Intuition - sie scheint hier versagt zu haben.»

«Die Party verlief offenbar sehr fröhlich», sagte ich leicht schauernd. «Und während alle tanzten und Poker spielten, lag die ganze Zeit ein Toter im Zimmer. Man könnte ein Theaterstück darüber schreiben.»

«Das hat man bereits», sagte Poirot. «Aber trösten Sie sich, Hastings», setzte er liebenswürdig hinzu. «Daß ein Thema schon einmal verwendet wurde, ist kein Grund, es nicht ein weiteres Mal zu verwenden. Nur zu, schreiben Sie Ihr Drama.»

Ich hatte zur Zeitung gegriffen und studierte das etwas unscharfe Foto, das dort abgedruckt war.

«Sie muß eine sehr schöne Frau sein», sagte ich langsam. «Soviel läßt sich trotz der schlechten Bildqualität erkennen.»

Unter dem Foto stand:

NEUERE PORTRÄTAUFNAHME VON MRS.
CLAYTON, DER EHEFRAU DES ERMORDETEN

Poirot nahm mir die Zeitung aus der Hand.

«Ja», sagte er. «Sie ist sehr schön. Zweifellos gehört sie zu den Frauen, die dazu geboren sind, in den Seelen der Männer Verwirrung zu stiften.»

Er gab mir die Zeitung mit einem Seufzer zurück. «Dieu merci bin ich nicht von leidenschaftlichem Temperament. Das hat mich vor vielen peinlichen Situationen bewahrt.

Ich bin daher gebührend dankbar.»

Ich erinnere mich nicht, daß wir weiter über den Fall gesprochen hätten. Poirot ließ damals kein besonderes Interesse daran erkennen. Der Tatbestand war klar, und die Fakten ließen praktisch keine andere Auslegung zu, so daß jede weitere Diskussion überflüssig schien.

Mr. und Mrs. Clayton waren schon seit längerem mit Major Rich befreundet. An dem fraglichen Tag, dem

zehnten März, hatten die Claytons eine Einladung Major Richs angenommen, den Abend bei ihm zu verbringen. Gegen 19.30 Uhr jedoch erklärte Clayton gegenüber einem anderen Freund, einem Major Curtiss, mit dem er einen Drink nahm, daß er überraschend nach Schottland gerufen worden sei und den Acht-Uhr-Zug nehmen werde.

«Ich habe gerade noch Zeit, kurz bei Jack vorbeizuschauen und ihm Bescheid zu sagen», fuhr Clayton fort. «Marguerita geht natürlich hin. Es tut mir leid, daß ich verhindert bin, aber der gute Jack wird es sicher verstehen.»

Mr. Clayton tat, wie er gesagt hatte. Er traf etwa zwanzig Minuten vor acht in der Wohnung von Major Rich ein. Der Major war zu der Zeit ausgegangen, aber da sein Diener Mr. Clayton gut kannte, schlug er ihm vor, in der Wohnung auf ihn zu warten. Mr. Clayton sagte, er habe keine Zeit, werde aber kurz z hereinkommen und eine schriftliche Nachricht hinterlassen. Er fügte hinzu, daß er auf dem Weg zum Aahnhof sei und einen Zug erreichen müsse. Daraufhin führte ihn der Diener in den Salon.

Etwa fünf Minuten später öffnete Major Rich, der, ohne daß der Diener ihn gehört hatte, ins Haus gekommen sein mußte, die Tür des Salons, rief seinen Diener und wies ihn an, Zigaretten holen zu gehen. Als der Mann sie nach seiner Rückkehr seinem Herrn brachte, war dieser allein im Salon. Daraus schloß der Mann natürlich, daß Mr. Clayton gegangen war.

Kurz darauf trafen die Gäste ein. Sie bestanden aus Mrs. Clayton, Major Curtiss und einem Ehepaar namens Spence. Man verbrachte den Abend damit, zu Grammophonmusik zu tanzen und Poker zu spielen. Kurz nach Mitternacht gingen die Gäste.

Am nächsten Morgen entdeckte der Diener, als er den Salon aufräumen wollte, einen dunklen Fleck, der den Teppich unter und vor einem Möbelstück verunzierte, das Major Rich aus dem Orient mitgebrachte hatte und das allgemein «die Truhe aus Bagdad» genannt wurde.

Der Diener klappte instinktiv den Deckel der Truhe auf und entdeckte darin zu seinem Entsetzen die zusammengekrümmte Leiche eines Mannes, dem man ein Messer ins Herz gestoßen hatte.

Zu Tode erschrocken rannte der Mann aus der Wohnung und holte den nächsten Polizisten.

Der Tote war Mr. Clayton, wie sich herausstellte. Die Verhaftung von Major Rich erfolgte nur wenig später. Dem Vernehmen nach bestand die Verteidigung des Majors darin, daß er alles auf das entschiedenste bestritt. Er habe Mr. Clayton am vorhergehenden Abend nicht gesehen, und das erste, was er von dessen Reise nach Schottland erfahren habe, sei ihm von Mrs. Clayton erzählt worden.

Soweit der nackte Tatbestand. Versteckte Andeutungen und Anspielungen gab es natürlich reichlich. Die enge Freundschaft und der vertraute Umgang zwischen Major Rich und Mrs. Clayton wurden derart herausgestrichen, daß nur ein Dummkopf nicht in der Lage gewesen wäre, zwischen den Zeilen zu lesen.

Langjährige Erfahrung hat mich gelehrt, Verleumdungen nie auszuschließen. Es war durchaus möglich, daß das unterstellte Motiv, trotz aller Indizien, jeder Grundlage entbehrte. Ein völlig anderer Umstand konnte die Tat heraufbeschworen haben. Eines stand jedoch fest: daß Rich der Mörder war.

Damit hätte die Sache, wie gesagt, ihr Bewenden haben können, hätte es sich nicht zufällig ergeben, daß Poirot

und ich auf einer Gesellschaft erwartet wurden, die Lady Chatterton an diesem Abend gab.

Obwohl Poirot ständig über gesellschaftliche Verpflichtungen klagte und sich nach Einsamkeit zu sehnen behauptete, genoß er derartige Veranstaltungen ungemein. Im Blickpunkt des Interesses zu stehen und umschwärmt zu werden gefiel ihm über alle Maßen.

Gelegentlich schnurrte er geradezu vor Behagen! Ich habe ihn mit unbewegter Miene die übertriebensten Komplimente entgegennehmen sehen, als wären sie nicht mehr als das, was ihm gebührte, und die ungeheuerlichsten selbstgefälligen Bemerkungen machen hören, die wiederzugeben sich mir die Feder sträubt.

Gelegentlich debattierte er mit mir über dieses Thema.

«Aber mein lieber Freund, ich bin kein Angelsachse. Warum soll ich den Heuchler spielen?

Si, si, genau das tun sie, sie alle. Der Flieger, der einen schwierigen Flug gemacht hat, der Sieger beim Tennis - sie rümpfen die Nase, sie murme In etwas davon, daß das nichts <Besonderes> ist. Aber denken sie das wirklich? Nicht eine Sekunde! Bei einem anderen würden sie diese Leistung bewundern. Und da sie vernünftige Männer sind, bewundern sie sie auch bei sich. Aber ihre Erziehung hindert sie daran, es offen zu sagen. Ich, mon ami, ich bin anders. Die Fähigkeiten, die ich besitze - ich würde sie schätzen bei einem anderen. Wie es sich trifft, gibt es in meinem Metier keinen, der mir gleichkommt. C'est dommage! Und darum gestehe ich offen und ohne jede Heuchelei, daß ich ein großer Mann bin. Ich verfüge in einem ungewöhnlichen Maße über die Ordnung, die Methode und die Psychologie. Ich bin nun einmal Hercule Poirot! Warum soll ich erröten und stammeln und in

meinen Bart brummen, daß ich eigentlich sehr dumm bin? Das wäre nicht die Wahrheit.»

«Es gibt in der Tat nur einen Hercule Poirot», stimmte ich ihm zu - nicht ohne eine Prise Boshaftigkeit, die Poirot jedoch glücklicherweise völlig entging.

Lady Chatterton gehörte zu Poirots glühendsten Verehrerinnen. Ausgehend von dem rätselhaften Verhalten eines Pekinesen, hatte er eine Beweiskette entwirrt, die zu einem berüchtigten Dieb und Einbrecher führte. Seit damals hatte Lady Chatterton laute Loblieder auf ihn gesungen.

Poirot auf einer Gesellschaft zu beobachten war ein besonderes Erlebnis. Sein tadelloser Frack, der perfekte Sitz seiner weißen Fliege, der wie mit dem Lineal gezogene Mittelscheitel, der Glanz von Pomade auf seinem Haar und die gezwirbelte Pracht seines berühmten Schnurrbarts - alles verband sich zu der perfekten Verkörperung des unverbesserlichen Stutzers. In solchen Augenblicken fiel es schwer, den kleinen Mann ernst zu nehmen.

Es war etwa halb zwölf, als Lady Chatterton auf uns zusteuerte, Poirot geschickt einem bewundernden Kreis entführte und mit ihm entschwand - mit mir im Schlepptau, wie ich wohl kaum zu betonen brauche.

«Ich möchte, daß Sie in mein kleines Wohnzimmer hinaufgehen», sagte Lady Chatterton etwas atemlos, kaum daß wir außer Hörweite der anderen Gäste waren. «Sie wissen ja, wo es ist, Monsieur Poirot. Sie werden dort eine Person vorfinden, die dringend Ihrer Hilfe bedarf, und ich weiß, daß Sie ihr helfen werden. Sie ist eine meiner liebsten Freundinnen. Sagen Sie nicht nein.»

Während sie sprach, hatte uns Lady Chatterton energisch nach oben geführt, wo sie eine Tür aufriß und dabei ausrief. «Ich habe ihn, Marguerita, mein Schatz! Und er

wird alles tun, was du willst. Sie werden Mrs. Clayton doch helfen, Monsieur Poirot, nicht wahr!»

Und seine Zustimmung als selbstverständlich voraussetzend, zog sie sich ebenso energisch zurück, wie sie alles tat.

Mrs. Clayton hatte in einem Sessel am Fenster gesessen. Sie erhob sich und kam auf uns zu. Sie trug Trauer, und das matte Schwarz ihrer Kleidung unterstrich ihren hellen Teint. Sie war eine hinreißend schöne Frau und besaß eine naive, kindliche Freimütigkeit, die ihr einen unwiderstehlichen Charme verlieh.

«Alice Chatterton ist wirklich furchtbar lieb», sagte sie. «Sie hat dieses Treffen arrangiert. Sie sagte, daß Sie mir helfen würden, Monsieur Poirot. Natürlich weiß ich nicht, ob Sie es tun werden - aber ich hoffe es.»

Sie hatte die Hand ausgestreckt, die Poirot nun ergriff. Er hielt sie einen Moment lang fest, während er Mrs. Clayton forschend betrachtete. Die Art, wie er dies tat, hatte nichts Ungehöriges. Es war eher der freundliche, aber prüfende Blick, mit dem ein berühmter Spezialist einen neuen Patienten mustert, der in sein Sprechzimmer geführt wird.

«Sind Sie sicher, Madame», sagte er schließlich, «daß ich Ihnen helfen kann?»

«Alice ist davon überzeugt.»

«Gewiß, aber ich frage Sie, Madame.» Eine sanfte Röte färbte ihre Wangen. «Ich verstehe nicht, was Sie meinen.» «Was genau, Madame, soll ich für Sie tun?» «Sie - Sie wissen, wer ich bin?» fragte sie. «Selbstverständlich.»

«Dann werden Sie sicher erraten, um was ich Sie bitten möchte, Monsieur Poirot – Captain Hastings. Ich hörte

mit Genugtuung, daß sie wußte, wer ich war. «Major Rich hat meinen Mann nicht getötet.»

«Warum nicht?»

«Wie bitte?» Poirot lächelte über ihre leichte Verwirrung. «Ich sagte: <Warum nicht?>», wiederholte er.

«Ich bin nicht sicher, ob ich Sie richtig verstehe.» «Das ist doch sehr einfach. Die Polizei, die Anwälte, alle werden die gleiche Frage stellen: Warum hat Major Rich Monsieur Clayton getötet? Ich frage das Gegenteil. Ich frage Sie, Madame, warum hat Major Rich Mr. Clayton nicht getötet?»

«Sie meinen, warum ich mir so sicher bin? Nun, ich weiß es eben. Ich kenne Major Rich doch so gut.»

«Sie kennen Major Rich doch so gut», wiederholte Poirot ausdruckslos.

Die Röte schoß ihr ins Gesicht.

«Ja, genau das wird man sagen - genau das wird man denken! O ja, das ist mir klar.»

«C'est vrai. Genau danach wird man Sie fragen - wie gut Sie Major Rich kannten. Vielleicht werden Sie die Wahrheit sagen, vielleicht werden Sie lügen. Eine Frau muß manchmal lügen, das ist eine gute Waffe. Aber es gibt drei Personen, Madame, denen eine Frau immer die Wahrheit sagen sollte. Ihrem Beichtvater, ihrem Friseur und ihrem Privatdetektiv - sofern sie ihm vertraut. Vertrauen Sie mir, Madame?»

Marguerita Clayton holte tief Luft. «Ja», sagte sie. «Ich vertraue Ihnen. Das muß ich wohl», fügte sie fast wie ein Kind hinzu.

«Alors, wie gut kennen Sie Major Rich?»

Sie sah ihn einen Moment schweigend an und hob dann herausfordernd das Kinn. Ich will Ihre Frage beantworten. Ich liebte Jack vom ersten Moment an, seit ich ihn

vor zwei Jahren das erste Mal sah. Ich glaube - ich bin überzeugt, daß er mich seit einiger Zeit ebenfalls liebt. Aber er hat es nie ausgesprochen.»

«Epatant!» sagte Poirot. «Sie haben mir eine gute Viertelstunde gespart, indem Sie direkt zur Sache gekommen sind, ohne um den heißen Brei zu reden. Sie haben gesunden Menschenverstand. Und Ihr Mann - er ahnte Ihre Gefühle?»

«Ich weiß es nicht», sagte Marguerita langsam. «Möglicherweise - in letzter Zeit vielleicht. Er war anders als sonst ... Vielleicht habe ich mir das nur eingebildet.»

«Sonst wußte niemand davon?»

«Ich glaube nicht.»

«Und - verzeihen Sie mir, Madame - Sie haben Ihren Mann nicht geliebt?»

Nur wenige Frauen, dachte ich bei mir, hätten diese Frage so direkt beantwortet, wie diese Frau es tat. Die meisten hätten versucht, ihre Gefühle zu erklären. Marguerita Clayton sagte schlicht: «Nein.»

«Bien. Nun wissen wir, wo wir stehen. Sie sagen, Madame, Major Rich hat Ihren Gatten nicht getötet, aber Sie wissen sehr wohl, daß alle Indizien darauf hindeuten, daß er es getan hat. Ist Ihnen, persönlich, ein schwacher Punkt in der Kette der Indizien bekannt?»

«Nein, nichts.»

«Wann unterrichtete Ihr Gatte Sie erstmals von der Reise nach Schottland?»

«Kurz nach dem Mittagessen. Er sagte, es passe ihm überhaupt nicht, aber er müsse fahren. Es ging um irgendwelche Grundstücke, wie er sagte.»

«Und dann?»

«Danach ging er aus - in seinen Club, glaube ich. Ich - ich habe ihn nicht wiedergesehen.»

«Nun zu Major Rich. Wie war er an dem bewußten Abend? Wie immer?»

«Ja, ich glaube schon.»

«Sie sind nicht sicher?»

«Er war - ein wenig reserviert. Mir gegenüber - den anderen gegenüber nicht. Aber ich glaubte den Grund dafür zu kennen. Sie wissen, was ich meine. Ich bin sicher, daß seine Reserviertheit - oder Geistesabwesenheit ist vielleicht ein besseres Wort - nichts mit Edward zu tun hatte. Er war überrascht, als er hörte, daß Edward nach Schottland gefahren war, aber nicht übermäßig.»

«Und ansonsten fällt Ihnen im Zusammenhang mit diesem Abend nichts Ungewöhnliches ein?» Marguerita dachte nach.

«Nein, rein gar nichts.» «Sie bemerkten die Truhe?»

Sie schüttelte leicht schauernd den Kopf.

«Ich erinnere mich nicht einmal an sie - oder wie sie aussah. Wir spielten fast den ganzen Abend Poker.»

«Wer gewann?»

«Major Rich. Ich hatte überhaupt kein Glück, genau-sowenig wie Major Curtiss. Die Spences gewannen ein bißchen, aber der eigentliche Gewinner war Major Rich.»

«Der Abend endete - wann?»

«Gegen halb eins, glaube ich. Wir gingen alle gleichzeitig.»

«Ah!»

Poirot schwieg geraume Zeit, in Gedanken versunken. «Ich wünschte, ich könnte Ihnen weiterhelfen», sagte Mrs. Clayton. «Aber ich schein Ihnen nur sehr wenig mitteilen zu können.»

«Über die Gegenwart - ja. Aber was ist mit der Vergangenheit, Madame?»

«Mit der Vergangenheit?»

«Ja. Gab es da nicht gewisse Vorfälle?» Sie wurde rot.

«Sie meinen diesen gräßlichen kleinen Mann, der sich erschossen hat. Das war nicht meine Schuld, Monsieur Poirot. Wirklich nicht!»

«Ich hatte eigentlich einen anderen Vorfall im Sinn.»
«Etwa dieses alberne Duell? Aber Italiener duellieren sich doch ständig. Ich war so froh, daß der Mann nicht getötet wurde.»

«Das muß eine große Erleichterung für Sie gewesen sein», sagte Poirot in ernstem Ton.

Sie sah ihn zweifelnd an. Er erhob sich und nahm ihre Hand.

«Ich werde kein Duell für Sie austragen, Madame», sagte er. «Aber ich werde tun, um was Sie mich gebeten haben. Ich werde die Wahrheit herausfinden. Wir wollen hoffen, daß Ihr Gefühl Sie nicht trügt - daß die Wahrheit Ihnen helfen und nicht schaden wird.»

Als erstes sprachen wir mit Major Curtiss. Er war etwa vierzig, von soldatischer Statur, hatte sehr dunkles Haar und ein sonnengebräuntes Gesicht. Er kannte sowohl die Claytons als auch Major Rich seit Jahren. Er bestätigte die Presseberichte.

Clayton und er hatten kurz vor halb acht im Club etwas zusammen getrunken, und dabei hatte Clayton die Absicht geäußert, auf dem Weg zur Euston Station bei Major Rich vorbeizuschauen.

«Wie war Mr. Clayton? War er bedrückt oder fröhlich?»

Der Major dachte nach. Er war ein Mann, der nicht unüberlegt sprach.

«Schien mir guter Dinge zu sein», sagte er schließlich.
«Er sagte nichts davon, mit Major Rich auf schlechtem Fuße zu stehen?»

«Guter Gott, nein. Die beiden verstanden sich prächtig.»

«Er hatte nichts einzuwenden gegen die Freundschaft seiner Frau mit Major Rich?»

Der Major lief rot an.

«Sie haben die vermaledeiten Zeitungen gelesen, mit ihren Anspielungen und Lügen. Natürlich hatte er nichts dagegen. Er sagte noch zu mir: <Marguerita geht natürlich hin.>»

«Ich verstehe. Wie war das Verhalten von Major Rich an dem bewußten Abend - so wie immer?»

«Mir ist kein Unterschied aufgefallen.» «Und Madame? Sie war auch wie immer?»

«Na ja», sagte er nachdenklich, «wenn Sie mich so fragen, sie war ein bißchen still. Sie wissen schon, nachdenklich und nicht ganz bei der Sache.»

«Wer traf als erster ein?»

«Die Spences. Sie waren schon da, als ich kam. Genau gesagt hatte ich Mrs. Clayton abholen wollen, erfuhr aber, daß sie sich bereits auf den Weg gemacht hatte. Darum kam ich ein bißchen zu spät.»

«Und wie haben Sie den Abend verbracht? Sie haben getanzt? Poker gespielt?»

«Ein bißchen von beidem. Vor allem getanzt.» «Sie waren zu fünft?»

«Ja, aber das ging schon in Ordnung, denn ich selbst tanze nicht. Ich habe die Schallplatten aufgelegt, und die anderen haben getanzt.»

«Wer tanzte gewöhnlich mit wem?»

Na ja, genau gesagt tanzen die Spences am liebsten miteinander. Sind richtiggehend verrückt darauf - können komplizierte Schritte und dergleichen.»

«Das heißt, Mrs. Clayton tanzte meistens mit Major Rich?»

«So könnte man sagen.»

«Und dann spielten Sie Poker?»

«Ja.»

«Und wann gingen Sie?»

«Oh, ziemlich früh. Kurz nach Mitternacht.» «Gingen Sie alle gleichzeitig?»

«Ja. Genaugesagt teilten wir uns ein Taxi, setzten als erstes Mrs. Clayton ab, dann mich, und die Spences fuhrten damit weiter nach Kensington.»

Als nächstes suchten wir Mr. und Mrs. Spence auf. Wir trafen nur Mrs. Spence an, aber ihre Schilderung des Abends deckte sich mit der von Major Curtiss, nur daß die Dame eine gewisse Säuerlichkeit bezüglich Major Richs Glück beim Kartenspiel an den Tag legte.

Am frühen Vormittag hatte Poirot ein Telefongespräch mit Inspektor Japp von Scotland Yard geführt. Infolgedessen wurden wir, als wir in Major Richs Wohnung eintrafen, von dessen Kammerdiener, Burgoyne, bereits erwartet.

Die Aussagen des Dieners waren klar und präzise.

Mr. Clayton war zwanzig Minuten vor acht eingetroffen. Unglücklicherweise hatte Major Rich unmittelbar davor das Haus verlassen. Mr. Clayton sagte, daß er nicht warten könne, da er einen Zug erreichen müsse, aber eine schriftliche Nachricht hinterlassen werde. Folglich ging er in den Salon, um dies zu tun. Burgoyne hatte seinen Herrn nicht nach Hause kommen hören, da er gerade dessen Bad einlaufen ließ, und Major Rich hatte natürlich mit seinem eigenen Schlüssel aufgeschlossen. Nach Meinung des Dieners war es etwa zehn Minuten später, als Major Rich ihn rief und Zigaretten holen schickte. Nein,

in den Salon war er nicht gegangen, da Major Rich unter der Tür gestanden hatte. Fünf Minuten später war er mit den Zigaretten zurückgekommen und in den Salon gegangen, in dem er nur seinen Herrn vorfand, der rauchend am Fenster stand. Sein Herr hatte sich erkundigt, ob sein Bad bereit sei, und es, als er hörte, daß dies der Fall war, auch genommen. Er, Burgoyne, hatte Mr. Clayton nicht erwähnt, da er davon ausging, daß sein Herr Mr. Clayton angetroffen und diesen selbst hinausgelassen hatte. Das Verhalten seines Herrn war genau wie immer gewesen. Er hatte sein Bad genommen, sich umgekleidet, und kurz darauf waren Mr. und Mrs. Spence eingetroffen, denen etwas später Major Curtiss und Mrs. Clayton folgten.

Es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, erklärte Burgoyne, daß Mr. Clayton vor der Rückkehr seines Herrn gegangen sein könnte. Dann hätte Mr. Clayton die Wohnungstür hinter sich zuschlagen müssen, und das hätte der Diener mit Sicherheit gehört.

In der gleichen unbeteiligten Art und Weise führte Burgoyne aus, wie er die Leiche gefunden hatte. Zum ersten Mal wurde meine Aufmerksamkeit auf die verhängnisvolle Truhe gelenkt.

Es handelte sich um ein ziemlich großes Möbelstück, das neben dem Grammophonschrank an der Wand stand. Die Truhe war aus einem dunklen Holz und reich mit Messingnägeln beschlagen. Der Deckel ließ sich problemlos öffnen. Ich sah hinein und schauderte. Obwohl man sie gründlich gereinigt hatte, waren ominöse Flecken zurückgeblieben. Plötzlich stieß Poirot einen leisen Schrei aus. «Diese Löcher da - sie sind sehr merkwürdig. Man könnte meinen, sie seien erst kürzlich gemacht worden.»

Die fraglichen Löcher befanden sich auf der rückwärtigen, der Wand zugewandten Seite der Truhe. Insgesamt waren es drei oder vier. Sie hatten einen Durchmesser von einem guten halben Zentimeter und machten in der Tat den Eindruck, als wären sie erst vor kurzem angebracht worden.

Poirot bückte sich, um sie zu untersuchen, und sah dann fragend den Diener an.

«Das ist wirklich sonderbar, Sir. Ich kann mich nicht erinnern, die Löcher schon früher gesehen zu haben, aber vielleicht sind sie mir auch lediglich nicht aufgefallen.»

«Das ist ohne Belang», sagte Poirot.

Er klappte den Deckel der Truhe zu und trat einige Schritte zurück, bis er mit dem Rücken am Fenster stand. Dann stellte er unvermittelt eine Frage.

«Sagen Sie mir, als Sie Ihrem Herrn an dem bewußten Abend die Zigaretten brachten, da stand doch etwas in diesem Zimmer nicht an seinem gewohnten Platz?»

Burgoyne zögerte einen Moment und erwiderte dann etwas widerwillig: «Merkwürdig, dass Sie das fragen, Sir. Jetzt, wo Sie es erwähnen - das war wirklich der Fall. Der Paravent dort drüben, der die Zugluft von der Schlafzimmertür abhält, der stand ein bißchen weiter links.»

«Etwa hier?»

Poirot bewegte sich blitzschnell vorwärts und verrückte den Paravent. Es war ein schönes Stück aus bemaltem Leder. Der Wandschirm versperrte bereits ein wenig den Blick auf die Truhe, und als Poirot ihn weiterschob, verbarg er die Truhe vollständig.

«Ja, genau so, Sir», sagte der Diener. «Da stand er.»
«Und am nächsten Morgen?»

«Da stand er immer noch so. Ich erinnere mich genau. Ich schob ihn weg, und da sah ich den Fleck. Der Teppich ist in der Reinigung, Sir. Deshalb sind die Fußbodendielen nackt.»

Poirot nickte.

Ich verstehe», sagte er. «Ich danke Ihnen.»

Er drückte dem Diener einen Schein in die Hand. «Vielen Dank, Sir.»

«Poirot», sagte ich, als wir draußen auf der Straße waren, «die Sache mit dem Paravent – ist das ein Punkt, der Rich helfen könnte?»

«Es ist ein weiterer Punkt, der gegen ihn spricht», sagte Poirot trübsinnig. «Der Paravent verbarg die Truhe vor den Leuten im Zimmer. Und er verbarg den Fleck auf dem Teppich. Früher oder später mußte das Blut durch das Holz sickern und den Teppich verfärben. Der Paravent verhinderte, daß der Fleck sofort entdeckt wurde. Aber es gibt etwas, das ich nicht verstehe. Der Diener, Hastings, der Diener.»

«Was soll mit dem Diener sein? Er schien mir ein aufgeweckter Bursche zu sein.»

«Wie Sie sagen, ein aufgeweckter Bursche. Ist es da glaubhaft, daß Major Rich nicht klar war, daß der Diener die Leiche am nächsten Morgen entdecken mußte? Unmittelbar nach der Tat hatte er keine Zeit, etwas zu unternehmen - zugegeben. Er steckt die Leiche in die Truhe, schiebt den Paravent davor und verbringt den Abend in der Hoffnung, daß alles gutgeht. Aber nachdem die Gäste gegangen sind? Das ist der richtige Moment, um die Leiche loszuwerden.»

«Vielleicht hoffte er, daß der Diener den Fleck nicht bemerken würde?»

«Das, mon ami, ist absurd. Ein Fleck auf dem Teppich ist das erste, was ein guter Diener ganz gewiß bemerkt. Und Major Rich, er geht zu Bett und schnarcht zufrieden und unternimmt überhaupt nichts. Sehr bemerkenswert und interessant, das.»

«Könnte nicht Curtiss die Flecken gesehen haben, als er an dem Abend die Schallplatten wechselte?» meinte ich.

«Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Der Paravent muß dort einen dunklen Schatten geworfen haben. Nein, aber ich beginne zu verstehen. Ja, ich beginne allmählich zu verstehen.»

«Was denn?» fragte ich eifrig.

«Sagen wir, die Möglichkeiten einer anderen Erklärung. Unser nächster Besuch wird Licht in die Dunkelheit bringen.»

Unser nächster Besuch galt dem Arzt, der die Leiche untersucht hatte. Seine Aussage war lediglich eine Rekapitulation dessen, was er bereits bei der gerichtlichen Untersuchung ausgesagt hatte. Der Verstorbene war mit einem langen, dünnen Messer, ähnlich einem Stilett, durch einen Stich ins Herz getötet worden. Die Tatwaffe war in der Wunde verblieben. Der

Tod war sofort eingetreten. Das Messer gehörte Major Rich und lag gewöhnlich auf seinem Schreibtisch. Fingerabdrücke waren keine vorhanden, wie der Arzt gehört hatte. Die Tatwaffe war entweder abgewischt oder mit einem Taschentuch gehalten worden. Was die Tatzeit betraf, schien alles auf einen Zeitpunkt zwischen 19 und 21 Uhr hinzudeuten.

«Er konnte also nicht nach Mitternacht getötet worden sein?» fragte Poirot.

«Nein. Das kann ich mit Bestimmtheit ausschließen. Äußerstenfalls 22 Uhr - aber alles deutet auf 19.30 bis 20.00 Uhr hin.»

«Es ist noch eine zweite Hypothese möglich», sagte Poirot, als wir wieder zu Hause waren.

«Ich frage mich, ob Sie sie sehen, Hastings. Ich brauche nur noch einen Punkt, um die Sache ein für allemal aufzuklären.»

«Es hat keinen Sinn», sagte ich. «Ich komme nicht darauf»

«Strengen Sie sich an, Hastings. Strengen Sie sich an!»
«Na schön», sagte ich. «Um halb acht ist Clayton gesund und munter. Die letzte Person, die ihn lebend sieht, ist Major Rich.»

«Das unterstellen wir.»

«Ist es denn nicht so?»

«Sie vergessen, mon ami, daß Major Rich dies bestreitet. Er erklärt ausdrücklich, daß Clayton bereits gegangen war, als er nach Hause kam.»

«Aber der Diener sagt, daß er es gehört hätte, wenn Clayton gegangen wäre, weil er die Tür hätte zuschlagen müssen. Und selbst wenn Clayton gegangen wäre - wann ist er wieder zurückgekommen? Er kann nicht nach Mitternacht zurückgekommen sein, weil der Arzt definitiv aussagt, daß Clayton schon mindestens zwei Stunden früher tot war. Das läßt nur einen Schluß zu.»

«Nämlich, mon ami?» sagte Poirot.

«Daß in den fünf Minuten, die Clayton allein im Salon war, eine andere Person hereinkam und ihn tötete. Aber dagegen spricht der bereits gemachte Einwand. Nur jemand, der einen Schlüssel hatte, konnte hereinkommen, ohne daß der Diener es hörte, und auch der Mörder hätte beim Verlassen der Wohnung die Tür zuschlagen müs-

sen, und das wiederum hätte der Diener gehört.» «Genau», sagte Poirot. «Und darum ... »

«Und darum - keine Ahnung», sagte ich.

«Das ist schade», murmelte Poirot. «Und dabei ist alles so außerordentlich einfach - so klar wie die blauen Augen von Madame Clayton.»

«Glauben Sie wirklich, daß -»

«Ich glaube gar nichts, bevor ich Beweise habe. Ein einziger kleiner Beweis wird mich überzeugen.»

Er griff zum Telefon und rief Japp in Scotland Yard an. Zwanzig Minuten später standen wir vor einem Tisch, auf dem eine Reihe unterschiedlicher Gegenstände ausgebreitet waren. Es war der Tascheninhalt des Toten. Es handelte sich um ein Taschentuch, eine Handvoll Kleingeld, eine Brieftasche, die drei Pfund und zehn Schilling, einige Rechnungen und ein abgegriffenes Foto von Marguerita Clayton enthielt; des weiteren um ein Taschenmesser, einen goldenen Bleistift und ein klobiges Ding aus Holz.

Auf letzteres stürzte sich Poirot. Er schraubte es auf, und mehrere kleine Klingen fielen heraus.

«Sehen Sie, Hastings, ein Handbohrer und alles, was dazugehört. Ah, man bräuchte nur wenige Minuten, um damit einige Löcher in die Truhe zu machen.»

«Die Löcher, die wir gesehen haben?»

«Sehr richtig.»

«Sie meinen, daß Clayton sie selbst gebohrt hat?»
«Mais oui - mais oui! Auf was lassen sie schließen, diese Löcher? Sie waren nicht, um hindurchzusehen, denn sie waren auf der Rückseite der Truhe. Aber für was waren sie dann? Also für Luft. Aber man macht keine Luftlöcher für eine Leiche, und das heißt, sie wurden nicht von dem Mörder gemacht. Sie lassen nur auf eines schließen,

auf eine einzige Möglichkeit: Jemand wollte sich in dieser Truhe verstecken. Und sofort, aufgrund dieser Hypothese, ergeben die Dinge einen Sinn. Mr. Clayton ist eifersüchtig auf seine Frau und Major Rich. Er greift zu dem alten, alten Trick, eine Reise vorzutäuschen. Er beobachtet, wie Rich ausgeht, verschafft sich Zugang, wird allein gelassen, um eine Nachricht zu schreiben, bohrt schnell diese Löcher und versteckt sich in der Truhe. Seine Frau hat vor, den Abend hier zu verbringen. Mag sein, Rich wird die anderen Gäste verträsten, mag sein, seine Frau wird bleiben, wenn die anderen gehen oder vorgeben zu gehen, und dann zurückkommen. Wie auch immer, Clayton wird Gewißheit haben. Alles ist besser als die furchtbaren Qualen des Zweifels, die er leidet.»

«Sie meinen also, daß Rich ihn getötet hat, nachdem die Gäste gegangen waren? Aber der Arzt sagt, daß das unmöglich ist.»

«Genau. Sie sehen also, Hastings, er muß während des Abends getötet worden sein.»

«Aber es waren doch alle im Zimmer!»

«Sehr richtig», sagte Poirot ernst. «Sie sehen die Perfektion? <Alle waren im Zimmer.> Was für ein Alibi! Quel sangfroid - welche Unverfrorenheit, welche Dreistigkeit!»

«Ich verstehe noch immer nicht.»

«Wer ging hinter den Paravent, um das Grammophon aufzuziehen und die Schallplatten zu wechseln? Vergessen Sie nicht, das Grammophon und die Truhe standen Seite an Seite. Die anderen tanzen - das Grammophon spielt. Und der Mann, der nicht tanzt, hebt den Deckel der Truhe und stößt das Messer, das er soeben in seinen Ärmel hat gleiten lassen, tief in den Körper des Mannes, der sich dort versteckt.»

«Ausgeschlossen! Der Mann hätte doch geschrien.»
«Nicht wenn er vorher betäubt wurde.»

«Betäubt?»

Ja. Mit wem nahm Clayton einen Drink um halb acht? Ah! Jetzt verstehen Sie. Curtiss! Curtiss hat Clayton zum Verdacht gegen seine Frau und Rich angestachelt. Curtiss schlägt den Plan vor - die Reise nach Schottland, das Verstecken in der Truhe und als Glanzpunkt das Verrücken des Paravents. Nicht damit Clayton den Deckel ein wenig anheben und sich Erleichterung verschaffen kann - nein, sondern damit er, Curtiss, den Deckel unbemerkt aufklappen kann. Der Plan ist von Curtiss, und beachten Sie die Raffinesse, Hastings. Sollte Rich bemerken, daß der Paravent nicht an seinem gewohnten Platz stand, und ihn wieder dorthin stellen - nun, dann ist nichts verloren. Er kann einen anderen Plan machen. Clayton versteckt sich in der Truhe, das leichte Betäubungsmittel, das Curtiss ihm verabreicht hat, beginnt zu wirken. Er versinkt in Bewußtlosigkeit. Curtiss öffnet den Deckel und sticht zu - und das Grammophon fährt fort, <Walking My Baby Back Home> zu spielen.»

Als ich meine Stimme wiedergefunden hatte, sagte ich:
«Aber warum? Warum?»

Poirot zuckte mit den Schultern.

«Warum erschöß sich ein Mann? Warum duellierten sich zwei Italiener? Curtiss hat ein heftiges leidenschaftliches Temperament. Er wollte Marguerita Clayton. Wenn ihr Mann und Rich aus dem Weg geräumt wären, dachte er, würde sie sich ihm zuwenden.»

Nachdenklich fügte er hinzu:

«Diese naiven kindlichen Frauen ... sie sind sehr gefährlich. Aber mon dieu, welch eine künstlerische Meisterleistung! Es geht mir zu Herzen, einen solchen Mann zu hängen! Ich bin zwar selbst ein Genie, aber

zu hängen! Ich bin zwar selbst ein Genie, aber durchaus fähig, Genialität in anderen zu erkennen. Ein perfekter Mord, mon ami. Und das sagt Ihnen Hercule Poirot! Ein perfekter Mord. Epatant!»

Nachwort

The Mystery of the Baghdad Chest wurde im Januar 1932 im Strand Magazine veröffentlicht und ist die ursprüngliche Version der Novelle The Mystery of the Spanish Chest (Die spanische Truhe) aus der Sammlung The Adventure of the Christmas Pudding, 1960 (Ein diplomatischer Zwischenfall). Die Novelle ist in der dritten Person geschrieben, und Hastings kommt darin nicht vor.

Hercule Poirot trat erstmals in dem Roman The Mysterious Affair at Styles; 1920 (Das fehlende Glied in der Kette) auf, den Agatha Christie als Reaktion auf eine Herausforderung ihrer Schwester schrieb, während sie in Torquay in einer Krankenhausapotheke arbeitete. Als.86

Poirot fünfundfünfzig Jahre später in Curtain; 1975 (Vorbang) starb, einem kurz vor Christies eigenem Tod veröffentlichten Roman, blieb ein Rätsel ungelöst: Poirots Alter. Obwohl die ursprüngliche Fassung von Curtain rund dreißig Jahre früher entstand, kann man aufgrund späterer Ereignisse davon ausgehen, daß der veröffentlichte Roman in den frühen siebziger Jahren spielt, kurz nachdem sein «zweitletzter» Fall erschien, nämlich Elephants Can Remember, 1972 (Elefanten vergessen nicht). In Curtain scheint Poirot mindestens Mitte bis Ende Achtzig zu sein, was bedeuten würde, daß er in The Mysterious Affair at Styles Anfang Dreißig war. Dieser Roman spielt 1917, und Poirot wird darin beschrieben als

«ein merkwürdiger stutzerhafter kleiner Mann, der stark hinkte ... als Detektiv war sein Gespür außergewöhnlich gewesen, und er hatte triumphale Erfolge bei der Aufklärung einiger der rätselhaftesten Fälle jener Zeit erzielt». In der Kurzgeschichte, in der Poirot zum ersten Mal auftritt - *The Adventure at the Victory Ball* (Mord auf dem Siegesball) aus der Sammlung *Poirot's Early Cases* (1974) -, wird er als «früherer Leiter der belgischen Polizei» bezeichnet.

Daß er «stark hinkte», könnte darauf schließen lassen, daß er sich aus gesundheitlichen Gründen zur Ruhe setzte, obwohl dieses Hinken in seinen zahlreichen späteren Fällen kein besonderes Handicap darstellte. Aber in *The Mysterious Affair at Styles* erinnert sich Inspektor Japp, der in vielen späteren Romanen auftritt, an seine Zusammenarbeit mit Poirot im Jahre 1904 - «die Sache mit der Abercrombie-Fälschung» -, als Poirot höchstens ein Teenager gewesen sein konnte, wenn er in *Curtain* in den Achtzigern war!

Im September 1975 legte der Schriftsteller und Kritiker H.R.F. Keating in seinem Artikel anlässlich der Veröffentlichung von *Curtain* eine andere Lösung nahe - nämlich, daß Poirot in Wahrheit einhundertsebzehn Jahre alt war, als er starb, und daß der Detektiv noch andere Leichen im Keller haben könnte!

Das letzte Wort sollte Poirots geistige Mutter haben, die 1948 in einem Interview voreilig bemerkte: «Er lebte schon so lange. Ich hätte ihn eigentlich schon früher loswerden müssen. Aber man gab mir nie Gelegenheit dazu. Meine Fans ließen es einfach nicht zu.» Das war nur wenige Jahre, nachdem *Curtain* geschrieben worden war, aber fast dreißig Jahre bevor das Buch veröffentlicht wurde.

Solange es hell ist - *While the Light Lasts*

Der Ford rumpelte über die ausgefahrene Piste, und vom Himmel brannte erbarmungslos die heiße afrikanische Sonne herab. Rechts und links der sogenannten Straße zog sich ein ununterbrochener Streifen aus Bäumen und Buschwerk dahin, der sich, so weit das Auge reichte, in sanften Wellenlinien hob und senkte, ein gedämpftes, dunkles Gelbgrün, das alles matt und bedrückend reglos wirken ließ. Nur wenige Vögel störten die schläfrige Stille.

Einmal glitt eine Schlange vor dem Wagen über die Straße, die sich dem Versuch des Chauffeurs, sie zu überfahren, mit geschmeidiger Mühelosigkeit entwand. Einmal trat ein Eingeborener aus dem Busch, würdevoll und aufrecht, hinter ihm eine Frau, die ein Kleinkind auf den Rücken gebunden hatte und ihren gesamten Hausrat, einschließlich Bratpfanne, majestätisch auf dem Kopf balancierte.

Auf all dies hatte George Crozier nicht versäumt, seine Frau aufmerksam zu machen, die ihm so einsilbig und desinteressiert geantwortet hatte, daß er gereizt wurde.

«Denkt bestimmt wieder an diesen Kerl», schloß er grimmig. So pflegte er bei sich selbst Deirdre Croziers ersten Mann zu nennen, der im ersten Kriegsjahr gefallen war. Gefallen, noch dazu im Feldzug gegen Deutsch-Westafrika. Vielleicht verständlich, daß sie an ihn dachte. Er warf einen verstohlenen Blick auf sie, ihr blondes Haar, die rosa und weiße Glätte ihrer Wangen, die Rundungen ihres Körpers - inzwischen vielleicht etwas runderlicher, als sie es in den lange zurückliegenden Tagen ge-

wesen waren, als sie ihm passiv gestattet hatte, sich mit ihr zu verloben, und ihn dann, in der ersten Gefühlsaufwallung des Kriegsausbruches, abrupt hatte fallenlassen und überstürzt diesen hageren, sonnengebräunten Burschen, ihren geliebten Tim Nugent, geehelicht hatte.

Wie dem auch sei, der Bursche war tot - auf dem Felde der Ehre gefallen -, und er, George Crozier, hatte das Mädchen geheiratet, das er schon immer hatte heiraten wollen. Sie hatte ihn schließlich ebenfalls gern; wieso auch nicht, wo er doch bereit war, ihr jeden Wunsch zu erfüllen und auch das nötige Geld dazu hatte! Mit leichter Selbstgefälligkeit dachte er an das Geschenk, das er ihr gerade erst in Kimberley gemacht hatte, wo er, dank seiner freundschaftlichen Beziehungen zu einigen Direktoren von De Beers, einen Diamanten hatte erwerben können, der normalerweise überhaupt nicht auf dem Markt gewesen wäre, einen Stein, nicht außergewöhnlich groß, aber von exquisiter und seltener Farbe, einem eigentümlichen satten Bernsteinton, fast wie altes Gold, einen Diamanten, wie man ihn alle hundert Jahre nur einmal fand. Und dieser Blick in ihren Augen, als er ihn ihr gab! Frauen waren doch alle gleich, wenn es um Diamanten ging.

Der zwingende Umstand, sich mit beiden Händen festzuhalten, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden, holte George Crozier auf den Boden der Tatsachen zurück. Wohl zum vierzehntenmal rief er mit der verzeihlichen Gereiztheit eines Mannes aus, der zwei Rolls-Royce-Automobile besitzt und seine fahrerischen Fähigkeiten auf den Straßen zivilisierter Länder trainiert hat: «Herrgott, was ist das bloß für ein Wagen! Was ist das bloß für eine Straße!» Ärgerlich fuhr er fort: «Wo zum Teufel liegt diese Tabakplantage eigentlich? Wir sind

doch schon vor über einer Stunde in Bulawayo losgefahren.»

«In Rhodesien verirrt», sagte Deirdre leichthin zwischen zwei unfreiwilligen Luftsprüngen.

Solchermaßen angesprochen, hatte der kaffeebraune Fahrer jedoch die erfreuliche Nachricht zu vermelden, daß ihr Ziel gleich hinter der nächsten Straßenbiegung lag. Der Verwalter der Plantage, Mr. Walters, wartete bereits auf der Veranda, um sie mit der Ehrerbietung zu empfangen, die George Croziers herausragender Stellung bei der Union Tobacco gebührte. Er stellte seine Schwiegertochter vor, die Deirdre durch die kühle, dunkle Diele in ein dahinter gelegenes Schlafzimmer führte, wo sie den Schleier abnehmen konnte, mit dem sie ihren Teint bei jeder Autofahrt sorgsam zu schützen pflegte. Während sie in ihrer gewohnt gemächlichen, anmutigen Art die Nadeln entfernte, wanderte ihr Blick über die weißgetünchte Häßlichkeit des kahlen Zimmers. Nicht der geringste Komfort, und Deirdre, die den Luxus liebte wie eine Katze die Sahne, erschauerte leicht. An der Wand bemerkte sie einen Spruch. «Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?» beehrte er von einem jeden zu wissen, und in der beruhigenden Gewißheit, daß die Frage nichts mit ihr selbst zu tun hatte, wandte Deirdre sich ab und folgte ihrer schüchternen und ziemlich schweigsamen Begleiterin hinaus. Sie bemerkte, aber ohne die geringste Boshaftigkeit, die ausladenden Hüften und das unvorteilhafte billige Baumwollkleid. Und mit stiller Genugtuung glitt ihr Blick hinunter auf die exquisite, teure Schlichtheit ihres eigenen weißen Leinen-Komplets aus Frankreich. Schöne Kleider, insbesondere

wenn sie von ihr selbst getragen wurden, weckten in ihr die Freude des Künstlers.

Die beiden Männer erwarteten sie.

«Sind Sie sicher, daß Sie sich auf dem Rundgang nicht langweilen werden, Mrs. Crozier?»

«Ganz bestimmt nicht. Ich habe noch nie eine Tabakfabrik besichtigt.»

Sie traten hinaus in den stillen rhodesischen Nachmittag.

«Das da sind die Sämlinge; sie werden nach Bedarf ausgepflanzt. Hier sehen Sie ... »

Die Stimme des Verwalters redete weiter, unterbrochen von den scharfen, abgehackten Fragen ihres Mannes - Ertrag, Stempelgebühr, Probleme mit den farbigen Arbeitskräften. Sie hörte nicht länger hin.

Dies war Rhodesien, dies war das Land, das Tim geliebt hatte, in das er und sie zusammen gehen wollten, wenn der Krieg vorbei war. Wenn Tim nicht gefallen wäre! Wie stets bei diesem Gedanken lehnte sich alles in ihr auf. Zwei kurze Monate - mehr war ihnen nicht vergönnt gewesen. Zwei Monate des Glücks - falls diese Mischung aus Verzückung und Schmerz Glück zu nennen war. War Liebe jemals Glück? Peinigten nicht tausend Qualen das Herz des Liebenden? Sie hatte in dieser kurzen Zeit intensiv gelebt, aber hatte sie jemals den Seelenfrieden, die Ruhe, die stille Zufriedenheit ihres jetzigen Lebens gekannt? Und zum ersten Mal gestand sie sich leicht widerstrebend ein, daß es vielleicht doch gut war, wie alles gekommen ist.

«Das Leben hier draußen hätte mir nicht zugesagt. Vielleicht hätte ich Tim nicht glücklich machen können. Vielleicht hätte ich ihn enttäuscht. George liebt mich, und ich habe ihn sehr gern, und er ist sehr, sehr gut zu

mir. Man braucht sich nur den Diamanten anzusehen, den er mir vor einigen Tagen gekauft hat.» Bei dem Gedanken daran sanken ihre Augenlider vor schierer Freude leicht herab.

«Hier werden die Blätter aufgefädelt.» Walters ging ihnen in einen niedrigen, langen Schuppen voran. Auf dem Boden lagen gewaltige Haufen grüner Blätter, um die weißgekleidete schwarze «Boys» hockten, sie mit flinken Fingern verlasen, der Größe nach sortierten und mittels primitiver Nadeln auf lange Schnüre aufzogen. Sie arbeiteten mit heiterer Gemächlichkeit, scherzten miteinander und zeigten ihre weißen Zähne, wenn sie lachten.

«Und hier draußen ... »

Sie gingen durch den Schuppen wieder ins Tageslicht hinaus, wo die aufgefädelten Blätter zum Trocknen in der Sonne hingen. Deirdre sog vorsichtig den schwachen, fast unmerklichen feinen Geruch ein, der die Luft erfüllte.

Walters führte sie in weitere Schuppen, wo der Tabak, vom Kuß der Sonne leicht gelblich verfärbt, anschließend weiterverarbeitet wurde. In einem herrschte Dunkelheit, und die sich leicht bewegenden braunen Reihen der dort hängenden Blätter waren bereit, bei einer heftigen Bewegung zu Staub zu zerfallen. Der Geruch war stärker, fast überwältigend, wie Deirdre fand, und plötzlich überfiel sie ein beklemmendes Gefühl, eine Angst, sie wußte nicht wovor, die sie aus dem bedrohlichen, wohlriechenden Dunkel hinaus ins Sonnenlicht trieb. Crozier bemerkte, daß sie blaß aussah.

«Was ist denn, mein Schatz, fühlst du dich nicht wohl? Ist bestimmt die Sonne. Du solltest den Rundgang durch die Plantage vielleicht lieber nicht mitmachen, oder?»

Walters zeigte sich sehr besorgt. Mrs. Crozier sollte lieber wieder ins Haus gehen und sich ausruhen. Er rief einen Mann, der sich in der Nähe befand.

«Mrs. Crozier, das ist Mr. Arden. Mrs. Crozier leidet etwas unter der Hitze, Arden. Bringen Sie sie bitte zurück ins Haus.»

Das momentane Schwindelgefühl verschwand. Deirdre ging neben Arden her. Sie hatte ihn noch nicht einmal richtig angesehen.

«Deirdre!»

Ihr Herz machte einen Sprung und blieb dann stehen. Nur ein einziger Mensch hatte ihren Namen jemals so ausgesprochen, mit dieser leichten Betonung auf der ersten Silbe, daß es wie eine Liebkosung klang.

Sie drehte sich um und starrte den Mann an ihrer Seite an. Er war von der Sonne fast schwarz gebrannt, hinkte beim Gehen und hatte auf der Wange, die ihr zugewandt war, eine lange Narbe, die seinen Gesichtsausdruck veränderte, aber sie erkannte ihn trotzdem.

«Tim!»

Eine Ewigkeit, wie ihr schien, sahen sie sich nur an, stumm und zitternd, und dann, ohne zu wissen wieso oder warum, lagen sie sich in den Armen. Das Rad der Zeit drehte sich für sie zurück. Dann lösten sie sich voneinander, und Deirdre sagte, sich der Albernheit der Frage wohl bewußt, noch während sie sie stellte:

«Du bist gar nicht tot?»

«Nein, sie müssen einen anderen mit mir verwechselt haben. Ich war durch einen schweren Schlag bewußtlos geworden, und als ich zu mir kam, konnte ich mich in den Busch schleppen. Was danach geschah, weiß ich nicht, aber ein befreundeter Stamm kümmerte sich monatelang um mich, bis ich meine fünf Sinne wieder bei-

sammen hatte und es mir gelang, in die Zivilisation zurückzukehren.» Er hielt inne. «Ich stellte fest, daß du seit sechs Monaten verheiratet warst.»

Deirdre rief aus:

«O Tim, du mußt das verstehen, bitte versteh mich! Es war so entsetzlich, die Einsamkeit - und die Armut. Mit dir zusammen machte es mir nichts aus, arm zu sein, aber als ich dann allein war, hatte ich nicht die Kraft, das ganze Elend auszuhalten.»

«Ist schon gut, Deirdre; ich hatte Verständnis dafür. Ich weiß ja, daß du dich schon immer nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgesehnt hast. Ich holte dich einmal von ihnen weg, aber ein zweites Mal - dazu fehlte mir der Mut. Meine Gesundheit war zerrüttet, ich konnte kaum ohne Krücken gehen, und dann die Narbe hier.»

Sie fiel ihm heftig ins Wort:

«Glaubst du wirklich, daß mir das etwas ausgemacht hätte?»

«Nein, dir nicht, das weiß ich. Ich war ein Narr. Aber manche Frauen stießen sich daran. Ich beschloß, zumindest einen Blick von dir zu erhaschen. Falls du glücklich aussahst, falls ich das Gefühl hatte, daß du damit zufrieden warst, bei Crozier zu sein - nun, dann würde ich tot bleiben. Und ich sah dich. Du stiegst gerade in einen großen Wagen. Du hattest einen wunderschönen Zobelmantel an - den ich dir nie hätte geben können, auch wenn ich mir die Finger wund gearbeitet hätte -, und du, du schienst nicht unglücklich zu sein. Ich hatte nicht mehr die Kraft und den Mut, nicht mehr den Glauben an mich selbst, den ich vor dem Krieg besessen hatte. Alles, was ich sah, war ein gebrochener Mann, zu nichts nütze, kaum fähig, genug zu verdienen, um dich zu ernähren - und du sahst so wunderschön aus, Deirdre, wie

eine Königin unter den anderen Frauen, so würdig, Pelze und Schmuck und hübsche Kleider zu besitzen und all die tausend Dinge, die Crozier dir geben konnte. Das und - und der Schmerz, euch zusammen zu sehen, gaben für mich den Ausschlag. Alle hielten mich für tot.

Also würde ich tot bleiben.»

«Der Schmerz!» wiederholte Deirdre mit leiser Stimme.

«Ja, verdammt noch mal, Deirdre, es tat weh! Nicht daß ich dir einen Vorwurf machen will. Wirklich nicht. Aber es tat weh.»

Beide schwiegen. Dann nahm Tim ihr Gesicht in beide Hände und küßte sie mit ungewohnter Zärtlichkeit.

«Aber das ist jetzt alles vorbei, mein Liebling. Das einzige, was wir noch entscheiden müssen, ist, wie wir es Crozier sagen wollen.»

«Oh!» Sie machte sich abrupt von ihm los. «Ich dachte nicht, daß - »

Sie brach ab, da Crozier und der Verwalter hinter einer Biegung des Weges erschienen. Mit einer schnellen Bewegung des Kopfes flüsterte sie:

«Unternimm jetzt nichts. Überlaß alles mir. Ich muß ihn darauf vorbereiten. Wo kann ich dich morgen treffen?»

Nugent überlegte.

«Ich könnte nach Bulawayo kommen. Wie wäre es mit dem Cafe bei der Standard Bank? Um drei Uhr ist es dort bestimmt ziemlich leer.»

Deirdre nickte knapp zum Zeichen der Zustimmung, ließ ihn stehen und schloß sich den beiden Männern an. Tim Nugent sah ihr stirnrunzelnd nach. Etwas in ihrem Verhalten verwirrte ihn.

Deirdre war während der Heimfahrt sehr still. Sie verschanzte sich hinter ihrem angeblichen «leichten Sonnenstich» und dachte über ihr weiteres Vorgehen nach. Wie sollte sie es George beibringen? Wie würde er es aufnehmen? Eine seltsame Mattigkeit schien sich ihrer zu bemächtigen und ein wachsendes Verlangen, die Aussprache so lange wie möglich hinauszuschieben. Morgen war dafür noch früh genug. Vor dem Teffen um drei Uhr blieb reichlich Zeit dazu.

Das Hotel war ungemütlich. Ihr Zimmer lag im Erdgeschoß und ging auf einen Innenhof. Am Abend sog Deirdre die verbrauchte Luft ein und betrachtete angewidert das schäbige Mobiliar. Ihre Gedanken eilten zu der luxuriösen Behaglichkeit von Monkton Court inmitten der Kiefernwälder Surreys zurück. Als ihre Zofe sie endlich allein ließ, ging sie langsam zu ihrer Schmuckkassette. Der golden schimmernde Diamant in ihrer Hand funkelte sie an.

Mit einer fast heftigen Bewegung legte sie ihn in die Kassette zurück und schlug den Deckel zu. Morgen vormittag würde sie es George sagen.

Sie schlief schlecht. Unter den schweren Falten des Moskitonetzes war es zum Ersticken heiß. Die vibrierende Dunkelheit wurde von dem allgegenwärtigen Sirren unterbrochen, vor dem sie sich zu fürchten gelernt hatte. Sie erwachte blaß und lustlos. Unmöglich, so früh am Tag eine Aussprache herbeizuführen!

Sie blieb den ganzen Vormittag in dem kleinen, stickigen Zimmer und ruhte. Als es Zeit zum Mittagessen war, traf sie das wie ein Schock. Beim Kaffee schlug George Crozier einen Ausflug nach Matopos vor.

«Wenn wir gleich aufbrechen, bleibt genügend Zeit dafür.»

Deirdre schüttelte den Kopf, schützte Kopfschmerzen vor und dachte bei sich: «Damit ist die Sache für heute erledigt. Ich darf nichts überstürzen. Auf einen Tag mehr oder weniger kommt es nun wirklich nicht an. Ich werde es Tim erklären.»

Sie winkte Crozier nach, als er in dem zerbeulten Ford losratterte. Nach einem Blick auf ihre Armbanduhr machte sie sich langsam auf den Weg zu dem verabredeten Treffpunkt.

Das Cafe war um diese Zeit menschenleer. Sie nahmen an einem Tischchen Platz und bestellten den unvermeidlichen Tee, den man im südlichen Afrika zu jeder Tages- und Nachtzeit trinkt. Keiner von ihnen sagte etwas, bis die Kellnerin die Bestellung gebracht und sich hinter einem rosa Vorhang in ihr Kämmerchen verzogen hatte. Dann erst blickte Deirdre auf, und sie erschrak über die gespannte Wachsamkeit, die in Tims Augen lag. «Deirdre, hast du es ihm gesagt?»

Sie schüttelte den Kopf, feuchtete sich die Lippen an und suchte nach Worten, die nicht kommen wollten.

«Warum nicht?»

«Es war keine Gelegenheit dazu; ich hatte noch keine Zeit.»

Die Worte klangen selbst in ihren eigenen Ohren stockend und wenig überzeugend.

«Das ist nicht der wahre Grund. Da ist noch etwas anderes. Ich habe es schon gestern vermutet. Heute bin ich mir dessen sicher. Deirdre, was ist los?»

Sie schüttelte stumm den Kopf.

«Es gibt irgendeinen Grund, weshalb du George Crozier nicht verlassen willst, weshalb du nicht zu mir zurückkommen willst. Was ist es?»

Er hatte recht. Noch während er sprach, kannte sie den wahren Grund, kannte ihn, von brennender Scham erfüllt, kannte ihn so genau, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. Und noch immer sahen Tims Augen sie forschend an.

«Du liebst ihn doch nicht! Nein, es muß etwas anderes sein.»

Sie dachte: «Gleich wird es ihm wie Schuppen von den Augen fallen! O lieber Gott, nur das nicht!»

Plötzlich wurde sein Gesicht aschfahl. «Deirdre - ist es - bekommst du ein - Kind?»

Schlagartig erkannte sie die Chance, die sich ihr bot. Ein wunderbarer Ausweg! Langsam, fast gegen ihren eigenen Willen, neigte sie den Kopf

Sie hörte seinen schnellen Atem, dann seine Stimme, ziemlich hoch und hart:

«Das ändert natürlich alles. Das wußte ich nicht. Wir werden einen anderen Weg finden müssen.» Er beugte sich über den Tisch und ergriff ihre Hände. «Deirdre, mein Liebling, du darfst nie, nicht einmal im Traum denken, daß es deine Schuld ist. Vergiß das nicht, was immer auch geschieht. Ich hätte dich zurückfordern müssen, als ich nach England kam. Damals war ich zu feige dazu, und darum ist es jetzt an mir, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Verstehst du das? Was immer auch passiert, Sorge dich nicht, mein Liebling. Es war alles nicht deine Schuld.»

Er nahm ihre Hände und hob sie, eine nach der anderen, an seine Lippen. Dann war sie allein, den Blick auf den unangerührten Tee geheftet. Doch merkwürdigerweise sah sie dabei nur eines - einen kitschig illuminierten Text an einer weißgetünchten Wand. Die Worte schienen

ihr entgegenzuspringen und sich auf sie zu stürzen. «Was hülfte es dem Menschen ... » Sie stand auf, bezahlte ihren Tee und ging.

Als George Crozier zurückkam, wurde ihm ausgerichtet, daß seine Frau nicht gestört werden wolle. Sie hatte, wie die Zofe sagte, starke Kopfschmerzen.

Gegen neun Uhr am nächsten Morgen betrat er mit ernster Miene ihr Schlafzimmer. Deirdre saß aufrecht im Bett. Sie sah blaß und abgespannt aus, doch ihre Augen leuchteten.

«George, ich muß dir etwas mitteilen, etwas ziemlich Schlimmes - »

Er unterbrach sie schroff.

«Du weißt es also schon. Ich hatte Angst, es würde dich aufregen.»

«Mich aufregen?»

«Ja. Du hast doch neulich mit dem armen Kerl gesprochen.»

Er sah, wie ihre Hand zu ihrem Herzen glitt, wie ihre Augenlider zuckten, und dann sagte sie mit leiser, hastiger Stimme, die ihm angst machte:

«Ich weiß nicht, was du meinst. Sag mir, was passiert ist.»

«Ich dachte, du - »

«Sag es mir!»

«Draußen auf der Tabakplantage. Hat sich erschossen, der Bursche. Kam völlig kaputt aus dem Krieg zurück, war mit den Nerven am Ende. Einen anderen Grund scheint es nicht zu geben.»

«Er hat sich erschossen - in dem dunklen Schuppen, wo der Tabak hing.» Sie sprach mit Bestimmtheit, mit dem Blick einer Schlafwandlerin in den Augen, während sie

vor sich eine Gestalt mit einem Revolver in der Hand in der lieblich duftenden Dunkelheit liegen sah.

«Stimmt genau; wo dir vorgestern plötzlich unwohl wurde. Schon merkwürdig, das.»

Deirdre gab keine Antwort. Sie sah noch ein anderes Bild vor sich - einen Tisch mit Teesachen darauf und eine Frau, die zu einer Lüge bejahend den Kopf neigt.

«Ja, ja, der Krieg, der hat so manches angerichtet», sagte Crozier und griff nach einem Streichholz, um mit bedächtigen Zügen seine Pfeife anzuzünden.

Der Aufschrei seiner Frau ließ ihn zusammenzucken. «Laß das, bitte laß das! Ich kann diesen Geruch nicht ertragen!»

Er sah sie leicht erstaunt an.

«Mein liebes Kind, du darfst dich nicht so aufregen. Schließlich kannst du dem Geruch von Tabak nicht entgehen. Du triffst ihn überall.»

«Ja, überall!» Sie lächelte langsam, mit leicht verzerrter Miene, und murmelte etwas, das er nicht verstand - die Worte, die sie seinerzeit für Tim Nugents Todesanzeige ausgewählt hatte:

«Solange es hell ist, werde ich mich erinnern und in der Dunkelheit nicht vergessen.»

Ihre Augen weiteten sich, während sie dem spiralförmig aufsteigenden Rauch folgten, und mit leiser, monotoner Stimme wiederholte sie: «Überall, überall.»

Nachwort

While the Light Lasts wurde im April 1924 in Novel Magazine veröffentlicht. Für alle, die mit dem Werk von

Sir Alfred Lord Tennyson vertraut sind, dürfte Ardens wahre Identität keine Überraschung gewesen sein.

Tennyson gehörte, zusammen mit Yeats und T.S. Eliot, zu Christies Lieblingsdichtern, und sein Enoch Arden inspirierte sie auch zu dem Poirot-Roman *Taken at the Flood*; 1948 (*Der Todeswirbel*). Die Handlung von *While the Light Lasts* wurde später noch wirkungsvoller in *Giant's Bread* (1930) verwendet, dem ersten der sechs Romane, die Christie unter dem Pseudonym Mary Westmacott schrieb. Obgleich diese für viele von geringerem Interesse sind als ihre Kriminalromane, werden die Westmacott-Romane häufig als eine Art Kommentar zu Ereignissen in Christies eigenem Leben betrachtet, als eine Art parallele Autobiographie. Auf jeden Fall stellten sie für Christie ein wichtiges Mittel dar, um der Welt des Kriminalromans zu entfliehen, sehr zum Leidwesen ihrer Verleger, die über Dinge, die Christie vom Schreiben ihrer Detektivgeschichten abhielten, verständlicherweise alles andere als erbaut waren. Der interessanteste der sechs Romane trägt den passenden Titel *Unfinished Portrait*; 1934 (*Das unvollendete Porträt*) und war, in den Worten von Christies zweitem Mann, dem Archäologen Max Mallowan, «eine Kombination von realen Personen und Ereignissen mit freier Erfindung ... und mehr als sonst irgendwo ein Porträt von Agatha».

Sie selbst zog den dritten Westmacott-Roman vor, *Absent in the Spring*, 1944 (*Ein Frühling ohne dich*), von dem sie in ihrer Autobiographie schreibt, es sei «das einzige Buch, das mich restlos befriedigt hat . . . In drei Tagen hatte ich das Buch geschrieben.» Sie fährt fort: «Es birgt echtes und aufrichtiges Gefühl, ich habe es so geschrieben, wie ich es schreiben wollte, und das ist die stolzeste Genugtuung, die ein Autor empfinden kann.»